

Nummer 40
August 2018



ZWISCHENTÖNE

Das Generationen-Magazin

Hochschule Niederrhein
University of Applied Sciences



Sozialwesen
Faculty of Applied Social Sciences

FAUST

Hochschule Für Alte Und Studierende



Gasthörerprogramm Wintersemester 2018/19

Nehmen Sie am regulären Studienbetrieb der Hochschule Niederrhein teil! Studieren Sie zusammen mit den „normalen“ Studenten! Wählen Sie aus einer Vielzahl von Lehrveranstaltungen in zehn Fachbereichen in Krefeld und Mönchengladbach!

Fordern Sie kostenlos unser aktuelles Programmheft für das Wintersemester 2018/19 an!

www.hs-niederrhein.de/fb06/faust

Anmeldung: 03.09. bis 21.09.2018

Mönchengladbach: mo, di, mi, 09.00 - 12.00 Uhr
Fachbereich Sozialwesen
Richard-Wagner-Str. 101, Raum R 109

Krefeld: do, fr, 09.00 - 12.00 Uhr
Hochschule Niederrhein
Reinarzstraße 49, Raum B 220

Telefon: 02161 / 186 5637

NEW

Marc-André M.
Energienahe
Dienstleistungen

Wir kümmern uns um E-Mobilität.

Auch wenn Sie heute noch tanken, kümmern wir uns bereits jetzt um den Ausbau der regionalen Ladeinfrastruktur und die Entwicklung von Angeboten rund um das Thema E-Mobilität. Heute und morgen.

www.new.de/kuemmern

 new.niederrhein



**Das hilfreiche Alter hilfreicher
machen! Helfen Sie mit!**

Stiftung
ProAlter
für Selbstbestimmung
und Lebensqualität

Informationen unter: www.stiftung-pro-alter.de oder
02 21/93 18 47-31 **Spendenkonto:** Bank für Sozialwirtschaft
Bankleitzahl 370 205 00 · Kontonummer 8 172 00

2 EDITORIAL

WISSENSCHAFT & FORSCHUNG

- 4 Modellbahnhäuschen aus dem 3-D-Drucker

GEDICHTE

- 3 Das Loch in der Hecke / Über die Sehnsucht
30 Wendekreis des Krebses

KULTUR : BILDUNG : LEBEN

- 8 Watzlawicks Kinder
19 Seniorenwohngemeinschaft
21 Bewegte-Bilder-Sucht und Berlinale
24 Wie ich zum Lesen gefunden habe
26 Drei Leben und ein Tod
28 Der Kerzenkünstler
32 Ein Landvermesser

ZEIT

- 10 Abbruch oder Erhalt? Über den Umgang mit kirchlichen Gebäuden
14 100 Jahre Ende des Ersten Weltkrieges
34 Schulkinderspeisung
38 Spurensuche

RAUM

- 40 Auf den Spuren Marco Polos

MUNDART

- 46 Polverstange send kee Spelldenge

48 IMPRESSUM

LIEBE LESERIN, LIEBER LESER,

mit diesem Heft haben wir bereits 40 Ausgaben des Magazins ZwischenTöne herausgegeben. Wieder ein Jubiläum, das bemerkenswert ist. Die Ausgabe 1 erschien am 29.01.2001, demnach vor mehr als 17 Jahren. Wer gut im Kopfrechnen ist und weiß, dass wir zweimal im Jahr veröffentlichen, dem fällt gleich auf, dass doch ein paar Ausgaben mehr erschienen sind. Das liegt daran, dass wir zu Beginn noch glaubten, vier Ausgaben pro Jahr herstellen zu können. Ein sehr ambitioniertes Vorhaben, welches wir nach kurzer Zeit dann doch an unsere Möglichkeiten anpassen mussten. Nach dem Start mit 13 RedakteurInnen, gehören immer noch 9 RedakteurInnen zum Redaktionsteam. Jüngere und ältere Menschen, die sich jedes Semester ehrenamtlich für das Gelingen der aktuellen Ausgabe einsetzen. Zudem freuen wir uns auch über viele Gastautorinnen und -autoren, die uns ihre Geschichten zur Verfügung stellen.

Wir sind stolz auf unsere umfangreiche Leserschaft, die letzte Ausgabe mit 2000 Exemplaren war schon nach kurzer Zeit vergriffen. Unser Dank geht also insbesondere an Sie, liebe Leserinnen und Leser und auch an das Kompetenzzentrum REAL, welches dieses Projekt nun schon seit siebzehn Jahren unterstützt.

In dem vorliegenden Generationenmagazin ZwischenTöne beschäftigen wir uns in unserem wissenschaftlichen Beitrag mit einem technisch innovativen Thema, nämlich mit den Möglichkeiten des 3-D-Drucks. In dem Beitrag „Modellhäuschen aus dem 3-D-Drucker und mehr“ führen uns Prof. Dr. Steffen Goebels und Prof. Dr. Regina Pohle-Fröhlich in die Welt des digitalen Drucks und der wissenschaftlichen sowie praktischen Anwendung ein. Weiterhin berichtet ein passionierter Cineast und Filmkritiker über seine Erlebnisse, über sein Erleben auf der Berlinale. Wir beschäftigen uns unter anderem mit historisch relevanten Themen, wie beispielsweise mit dem Ende des 1. Weltkrieges vor 100 Jahren, mit einem über 100jährigen Kerzenkünstler, mit autobiografischen Erinnerungen aus der Vergangenheit und mit dem Sammeln von schönen Erinnerungen in der Gegenwart.

Wir wünschen Ihnen viel Freude bei der Lektüre der 40. Ausgabe des Generationenmagazins ZwischenTöne. Bleiben Sie uns gewogen!

*Herzlichst
Sigrid Verleysdonk-Simons
und das Redaktionsteam Zwischentöne*

JOSÉE HÜMPEL-LANGEN DAS LOCH IN DER HECKE / ÜBER DIE SEHNSUCHT

Das Loch in der Hecke war zugewachsen
Blätter, Zweige überdeckten verdorrte Äste
Ihre Dornen ein Geflecht aus Tod und Leben
ohne Frucht

Dornröschen schlief hinter der Mauer
Wände atmeten schwer die stickige Luft

*Kleine Spinne in ihrem Haar webte die Fäden zu einem Kranz
Bist du wach?, flüsterte sie*

Nein, sagte Dornröschen, ich träume

Du träumst??

Kleine Spinne webte fleißig weiter

Ich träume
ich träume einen Traum

*Oh, sagte Kleine Spinne, räusperte sich
und webte fleißig weiter
Welche Farbe hat dein Traum?*

Dornröschen öffnete die Augen
Blau!

Welches Blau?

Das Blau der Meere

*Das Blau der Meere, das kenne ich
meine Großmutter hat davon erzählt
für Spinnen ist das kein Vergnügen
sie müssen immer auf der Hut sein
Kleine Spinne drehte sich im Kreis wie ein Kreisel
und aus dem Kranz wurde ein Turban*

Die Sonne spiegelte sich in dem Gewebe

*Ich sehe das Blau in deinem Kopf
das Blau der Meere
Es ist schön, wenn es nicht echt ist
wenn man keine Angst haben muss
dass man von den Wellen verschlungen wird*

Ja, sagte die Prinzessin
aber ich mag die Wellen
ich mag das Blau
ich werde auch gerne verschlungen

*merkwürdig, flüsterte die Kleine Spinne
und webte fleißig weiter*

Langsam wurde es Nacht



VON STEFFEN GOEBBELS & REGINA POHLE-FRÖHLICH

iPattern Institut für Mustererkennung
Hochschule Niederrhein // Fachbereich Elektrotechnik und Informatik

MODELL BAHN HÄUSCHEN

Vielleicht haben Sie schon einmal Modellbahnhäuschen zusammen geklebt? Falls ja, haben Sie dabei vermutlich einen vorgefertigten Bausatz verwendet. Es geht aber auch anders: Ist ein digitales Computermodell eines Häuschens verfügbar, so lässt es sich vollständig in 3-D-drucken.

AUS DEM 3-D-DRUCKER

..., und mehr

3-D-DRUCK

Bei preiswerten 3-Druckern aus dem Hobby-Segment wird dabei einfarbiger thermoplastischer Kunststoff übereinander geschichtet. Das Material liegt als Draht vor, der mit einem Druckkopf geschmolzen und aufgetragen wird. Der Druckkopf fährt dabei pro Schicht einen Weg ab, der aus dem Modell berechnet wird (s. Abb. 1). So ein Druck kann schon einmal einen Tag oder mehr dauern. Fertige Häuschen können schließlich noch lackiert werden. Wesentlich teurere Profi-Drucker erstellen direkt farbige Objekte.

Den leider 1974 abgerissenen Krefelder Wasserturm an der Gladbacher Straße haben wir als Modell im Internet gefunden.

Das Besondere sind aber die anderen Gebäude wie z.B. die Kirche von Gellep-Stratum oder die Häuser aus dem Krefelder Bahnhofsviertel. Diese wurden nicht nur automatisch 3-D-gedruckt, sondern auch ihre digitale Vorlage wurde automatisch berechnet.



Abb. 2

Modellbahn mit 3-D-gedruckten Gebäudemodellen, Maßstab 1:220 (unter Verwendung des 3-D-Modells des Bahnhofs von Herrn Norman Kroppen und des Wasserturms von Dr. Georg Kehren).

Ein Ausschnitt des berechneten Hintergrundpanoramas von Krefeld ist in Abbildung 3 zu sehen.

Wie gelangt man aber zu einem digitalen Modell? Mit sogenannten CAD-Programmen (Computer Aided Design) kann man es per Hand am Computer konstruieren. Viele bereits fertige Objekte findet man auch im Internet (z.B. bei thingiverse.com). Die Abbildung 2 zeigt eine Modelleisenbahn in der Spur Z, bei der der Krefelder Hauptbahnhof mit einem CAD-Programm erstellt wurde.

DIGITALE STADTMODELLE

Und damit kommen wir zu unserem Forschungsschwerpunkt „digitale Stadtmodelle“, der neben vielen anderen Themen am iPattern-Institut für Mustererkennung angesiedelt ist. Dieser hat einen ernsthafteren Hintergrund als die Herstellung von Modellbahnhäuschen. So gibt es viele Anwendungen, für die das zweidimensionale deutsche Gebäude-Kataster nicht ausreicht. Die Stadt Essen hat beispielsweise als Anschauungsstück für die Stadtplanung die gesamte Innenstadt am Computer modelliert und farbig 3-D-gedruckt.

Abb. 1

3-D-Drucker im MakerSpace der Hochschule Niederrhein. Der MakerSpace ist eine offene Werkstatt, die von allen Hochschulangehörigen kostenlos genutzt werden kann.

Das Modell ist im Erdgeschoss des Deutschlandhauses ausgestellt. Simulationen wie Solarpotentialanalysen (Welche Dach- und Wandflächen eignen sich für Solaranlagen?), Berechnungen von Verschattung, Luftströmung und Schallausbreitung benötigen ebenfalls 3-D-Modelle der Bebauung (vgl. 1). Sie werden sogar beim Festlegen von Sicherheitsabständen bei der Räumung von Weltkriegsbomben herangezogen.

Im Internet können Sie sich einige 3-D-Stadtmodelle online ansehen. Ein von uns erstelltes Modell der Stadt Krefeld (s. Abb. 3 u. 4) finden Sie auf der Webseite qr.kr.hs-niederrhein.de/stadt, Modelle weiterer Städte sind auf der Webseite www.citygml.org/3dcities aufgelistet. Insbesondere das Berliner Modell ist sehenswert – www.businesslocationcenter.de/berlin3d-downloadportal. Die Region Ostwestfalen-Lippe zeigt sich auf der Seite owl.3d-map.net, ganz Rheinland-Pfalz ist auf <http://www.rheinland-pfalz-in-3d.rlp.de> dargestellt.



Abb. 3 / 4 Aus einem digitalen Stadtmodell berechnetes Panorama der Stadt Krefeld. Die Hochschulgebäude im Vordergrund wurden mit zusätzlich aufgenommenen Bilddaten eingefärbt.
Webseite mit Krefelder Stadtmodell: qr.kr.hs-niederrhein.de/stadt/

Vereinfachte Modelle aller Gebäude in NRW stellt GeoBasis NRW auf der Webseite www.bezreg-koeln.nrw.de/brk_internet/geobasis/index.html unentgeltlich bereit. Auch die Gebäudedaten eines Berliner Modells und vieler weiterer Städte lassen sich herunterladen. Dabei hat sich CityGML als Datenformat etabliert. In diesem Format werden einzelne Wand- und Dachflächen, die Grundflächen der Gebäude, Fenster und Türen usw. spezifiziert. CityGML-Daten müssen allerdings vor einem 3-D-Druck in das einfachere STL(Standard Tessellation Language)-Format umgewandelt werden, bei dem alle Objekte lediglich aus Dreiecken zusammengesetzt sind.

Eine andere Variante von Stadtmodellen zeigt Google Earth: Hier wird eine mit Bildern belegte (texturierte) Erdoberfläche dargestellt, die nahezu photorealistisch wirkt. Allerdings wird nicht zwischen Gebäuden, Straßen, Bäumen usw. unterschieden. Es gibt lediglich eine alles umfassende Oberfläche. Senkrecht stehende Wände sind hier in der Regel auch nur annähernd senkrecht. Damit eignen sich diese Daten nicht zum 3-D-Druck. Im Gegensatz dazu sind bei allen zuvor genannten Beispielen einzelne Gebäude mittels CityGML genau modelliert - und pro Gebäude werden zumindest Wand- und Dachflächen individuell abgebildet. Bauteile wurden als solche erkannt. Das schließt den Bogen zu unserem iPattern-Institut, das sich mit Mustererkennung beschäftigt.

Wir haben im Rahmen eines Projekts mit der Stadt Leverkusen einen Algorithmus entwickelt, mit dem insbesondere die Neigung von Dachflächen präziser berechnet werden kann, als dies bei den anderen zuvor genannten Modellen der Fall ist (siehe 2, 3). Das ist z. B. erforderlich, wenn die Modelle automatisch mit Photos der Fassaden belegt werden sollen (s. Abb. 5 und 6).



Abb. 5 / 6 Modell der Innenstadt Dortmunds: Die Fassadenflächen wurden automatisch aus einem Luftbild ausgeschnitten.
Details aus der Dortmunder Nordstadt.

Zur Modellerstellung nutzen wir Laserscan-Daten des Landes: Das Landeskatasteramt (GeoBasis NRW) lässt das Land in einem Fünfjahreszyklus überfliegen. Dabei tastet ein am Flugzeug angebrachter Laserscanner die Erdoberfläche ab. Dieser sendet Laser-Impulse und registriert ihre Reflektionen. Anhand der reflektierten Laser-Impulse entstehen digitale Höhenpunkte. Diese bilden eine sogenannte Punktwolke (s. Abb. 7).

Die Punktwolke ist zusammen mit den Gebäudegrundrissen aus dem Kataster die Grundlage nicht nur für unsere Berechnungen, sondern auch für die übrigen angegebenen Modelle. Die Laserscan-Punktwolken sind ebenfalls frei nutzbar und finden sich aktuell auf der Webseite von GeoBasis NRW. Mit diesen Daten erkennt man beispielsweise auch gut die mögliche Ausbreitung eines Hochwassers und die zu erwartenden Schäden (s. Abb. 8). Die Abbildung 9 zeigt das Hülser Bruch. Damit es aber so eindrucksvoll aussieht, wurden alle Bodenhöhen mit dem Faktor zehn multipliziert.

Leider sieht man in den Laserscan-Daten keine Fassaden, sondern im Wesentlichen nur die Dachflächen. Um auch die Fenster, Türen, Erker, Balkone usw. automatisch in die 3-D-Modelle aufzunehmen, experimentieren wir aktuell mit der Auswertung von Luftbild-Schrägaufnahmen von Dortmund (Abb. 5 und 6) sowie mit Videos, die von Drohnen und PKWs aus aufgenommen wurden.

Aus sich überlappenden Bildern der Videos können Punktwolken berechnet werden, die denen von Laserscannern ähneln. Leider sind sie nicht so genau, dafür aber farbig (s. Abb. 10). Mit ihnen möchten wir die Modelle weiter verbessern und Fassaden berechnen. Dazu gibt es aktuell ein Promotionsvorhaben. Auch stören noch Bäume, die Dächer überragen. Diese können ebenfalls erkannt und aus den Daten entfernt werden. Dann werden als Kollateralnutzen noch schönere Modellbahnhäuschen entstehen.



von oben
nach unten

Abb. 7

Mit einem Laserscanner aufgenommene Punktwolke des Eingangsbereichs der Hochschule am Campus Süd in Krefeld

Abb. 8

Hochwassersimulation auf Basis der Laserscan-Daten des Landes NRW und unseres Stadtmodells (Rheinbrücke Uerdingen)

Abb. 9:

Zehnfach überhöhte Visualisierung des Kapuziner-, Inrather- und Hülser-Bergs in Krefeld

Abb. 10:

Aus Photos berechnete farbige 3-D-Punktwolke des Zentrums von Krefeld-Bockum

LITERATUR

- [1] F. Biljecki et al.: Applications of 3D City Models: State of the art review. ISPRS Int. J. Geo-Inf., 4, 2015, S. 2842–2889.
- [2] St.J. Goebbels, R. Pohle-Fröhlich: Roof reconstruction from airborne laser scanning data based on image processing methods. ISPRS Ann. Photogramm. Remote Sens. and Spatial Inf. Sci., III-3, 2016, S. 407–414
- [3] St.J. Goebbels, R. Pohle-Fröhlich: Quality enhancement techniques for building models derived from sparse point clouds. Proceedings of International Conference on Computer Graphics Theory and Applications (GRAPP), Porto, 2017, S. 93-104



ER SAGT:

Ich steh' mal auf und
mach' Kaffee. Oder magst
du lieber Tee?

DENKT:

Sie wird doch hoffentlich zum
Frühstück bleiben! Nach der
Nacht kann sie doch unmöglich
so einfach abhauen!

WATZLAWICKS KINDER

VON ELKE ROOB

Jede sprachliche Mitteilung enthält neben der puren Sachinformation auch einen Beziehungsaspekt, der etwas darüber aussagt, wie die kommunizierenden Personen zu einander stehen.

SIE

SAGT:

Für Frühstück reicht die Zeit nicht.
Ich muss pünktlich im Büro sein.

DENKT:

Um Gottes Willen! Jetzt macht er auf
traute Gemeinsamkeit; dabei war's
doch nur ein One-night-Stand.

Mit jeder sprachlichen Mitteilung verrät der Sender etwas über sich, seine Wünsche, Ängste, Hoffnungen, seine Sicht der Dinge, der Beziehung. Dies ist der Selbstoffenbarungsaspekt der Kommunikation.

ER

Eine weitere Komponente ist die des Appells. Jede sprachliche Mitteilung enthält auch eine implizite Aufforderung an den andern.

SAGT:

Aber einen Kaffee kann ich doch
schnell kochen, während du im Bad bist.
So lass' ich dich nicht gehen.

DENKT:

Bitte – nur ein bisschen Zeit gemeinsam,
damit wir wenigstens die Telefonnummern
austauschen können!

SIE

SAGT:

Nur keine Umstände!

ER

SAGT:

Mach' ich doch gerne.

ABER DIE WICHTIGSTEN FUNKTIONEN DER SPRACHE SIND
DAS DURCHBRECHEN DER STILLE UND DIE SELBSTVERGEWISSERUNG,
DASS MAN EXISTIERT.

Der Kommunikationswissenschaftler Paul Watzlawick (1921-2007) führt in seinem Werk „Menschliche Kommunikation. Formen, Störungen, Paradoxien“, New York 1967, das er gemeinsam mit J.H. Beavin und D.D.Jackson verfasste, die Unterscheidung zwischen dem Inhalts- und Beziehungsaspekt jeder Kommunikation ein, wobei er betont, dass Letzterer immer dominant sei.

1981 entwickelt der Psychologe Friedemann Schulz von Thun (geb. 1944) in seinem Buch „Miteinander reden. Störungen und Klärungen“ diese Idee weiter, indem er die Aspekte der Selbstoffenbarung und des Appells ergänzt.



Das Jahr 2018 hatte kaum begonnen, als der Abriss der Immerrather Kirche im Braunkohlentagebauegebiet Gartzweiler II über unsere Region hinaus für Schlagzeilen sorgte.

Trotz zahlreicher Proteste machten zwei Bagger das neuromanische Gotteshaus mit seiner markanten Doppelturmfassade innerhalb weniger Tage dem Erdboden gleich.

Durch diese Maßnahme traten die Themen Abriss und Umnutzungen von kirchlichen Gebäuden wieder in den Focus der Öffentlichkeit.

VON
KARL-HEINZ THIFESSEN

ABBRUCH oder ERHALT?

Über den Umgang mit kirchlichen Gebäuden

Die für viele Menschen unfassbare Aktion zeigte jedoch auch, dass die Blickwinkel, unter denen das Thema betrachtet wird, völlig unterschiedlich sein können. So haben Historiker, Denkmalschützer, betroffene Pfarreien, Kommunen oder die Verantwortlichen in der Kirchenleitung oftmals derart entgegengesetzte Auffassungen, dass es aussichtslos erscheint, sie unter einen Hut zu bringen. Ich will versuchen, die Gesichtspunkte der betroffenen Gruppen, soweit es mir möglich ist, in knappen Sätzen zu beschreiben, um die unterschiedlichen Sichtweisen deutlich zu machen. Dabei beziehe ich mich nur auf christliche Kirchen im Rheinland, obwohl die Problemstellung weit über unsere Region hinausgeht.

Oberste Voraussetzung für den anderweitigen Gebrauch eines Sakralgebäudes ist dessen kirchliche Ent- oder Umwidmung. Erst dann kann das Gebäude zur weiteren Nutzung freigegeben werden.

HISTORISCHE SICHT

Für viele Historiker ist die vollständige oder teilweise Umnutzung von kirchlichen Gebäuden oder gar deren Abriss kein neues Phänomen. Sie weisen darauf hin, dass es schon immer Zeiten gab, in denen Kirchen und Klöster aus der Landschaft verschwanden oder einer völlig anderen (z.B. als Lagerhalle, Pferdestall, Fabrikhalle usw.) als ihrer ursprünglichen Nutzung zugeführt wurden. Prozesse während oder nach der Reformation sowie als Folgen unterschiedlicher Säkularisierungen waren oftmals die Ursachen für derartige Ereignisse. Prominente Beispiele hierfür waren die zeitweiligen Umnutzungen der Mönchengladbacher Benediktinerklöster auf dem Abteiberg und in Neuwerk im 19. Jahrhundert nach deren Aufhebung während der französischen Besatzungszeit unter Napoleon.

Die damals bereits über 800 Jahre alte Münsterkirche sollte sogar abgebrochen werden, während die altherwürdige Neuwerker Klosterkirche für viele Jahre zweckentfremdet wurde.

Foto: © Superbass / CC-BY-SA-4.0
(via Wikimedia Commons)

Im Rheinland gab es zahlreiche weitere kirchliche Gebäude, denen es ebenso erging und die mitunter sogar völlig aus der Landschaft verschwanden. So prägte die Säkularisation sogar das gesamte Stadtbild von Neuss nachhaltig durch den Abriss zahlreicher gotischer und barocker Bauten.

Die damaligen Ursachen für den Umgang mit Kirchengebäuden sind jedoch mit den Problemlagen unserer Zeit nicht gleichzusetzen. Leere Gotteshäuser, der Rückgang von Kirchensteuereinnahmen, sowie die unaufhaltsame Abnahme von Priesteramtskandidaten zwingen heute die Verantwortlichen zum Handeln. Die Statistiken sprechen da eine deutliche Sprache. Eine Trendwende ist nicht in Sicht. Das gilt für beide christliche Konfessionen in Deutschland.

Erste Folgen der notwendigen Umstrukturierungen waren die Zusammenlegungen von bisher selbständigen Pfarrbezirken zu Großpfarreien.

Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges gab es in der Bundesrepublik Deutschland als Folge erheblicher Zerstörungen durch Bombardierungen und den Bevölkerungszuwachs auf Grund der Flüchtlingsströme aus den Ostgebieten einen regelrechten Bauboom, von dem auch die Kirchen profitierten. Die 50er und 60er Jahre werden gelegentlich als das goldene Zeitalter des Kirchenbaus bezeichnet. Dies änderte sich in den 70er Jahren und mündet vorläufig in die uns heute beschäftigenden Probleme über Kirchenschließungen, Umnutzungen oder gar Abriss von altvertrauten Gebäuden, die nicht selten das Bild einer Stadt oder Region weithin sichtbar prägten.

SICHT DER DENKMALSCHÜTZER

Nun sind Gebäude, die der Religionsausübung dienen und dienen, keine herkömmlichen Immobilien und werden weitestgehend auch so behandelt. Die Identifizierung mit diesen Bauwerken ruft bei vielen Menschen latent vorhandene Emotionen hervor, was häufig zu Streitigkeiten und Unverständnis führt.

Die Denkmalpflege, deren Aufgabe die Erforschung und der Erhalt von Denkmälern ist, steht oftmals im Mittelpunkt dieses Konfliktfeldes. Neben dem rein materiellen sowie dem Funktions- und Nutzungswert besitzen Kirchenbauten einen hohen Symbol- und Bedeutungswert, der sich nicht nur in ihrer künstlerischen oder städtebaulichen Qualität manifestiert. Denkmalschutz, Denkmalwert und Zustand des Bauwerks müssen berücksichtigt werden.

Ausdrücklich begrüßt wird die von beiden christlichen Kirchen vertretene Auffassung, der Abbruch eines geschützten Sakralbauwerkes müsse der letzte Ausweg bleiben. Umgenutzte Kirchengebäude überliefern immerhin noch einen Teil ihres Denkmalwertes, während ein verschwundenes Gebäude für alle Zeiten verloren ist. Die Aufgabe

der staatlichen Denkmalpfleger besteht zunächst darin, den Entscheidungsträgern, ob in der Gemeinde vor Ort oder in der kirchlichen Leitung, auf der Grundlage des Denkmalschutzgesetzes helfend und beratend zur Seite zu stehen.

Häufig stellt sich auch die Frage, ob ältere Kirchen Vorrang vor den modernen Gotteshäusern der Nachkriegszeit finden sollen?

Relativ einfach wird es, wenn ein interessierter Nachnutzer vorhanden ist, der ebenfalls christliche Ziele verfolgt. Das ist jedoch bei Weitem nicht immer der Fall. Komplikationen treten auf, wenn eine Veräußerung unumgänglich ist, jedoch die Nutzung des möglichen neuen Eigentümers nicht den gewünschten Vorgaben von Kirchenleitung oder Gemeinde entspricht. Nutzungseinschränkungen sind dann ein möglicher Ausweg, allerdings erfordern sie Kompromisse, bei denen die Denkmalpfleger ein gewichtiges Wörtchen mitreden. Wichtig sind dabei die Erhaltung der Substanz sowie das äußere Erscheinungsbild des Gebäudes.

Kurz gesagt:

Eine Kirche soll auch bei einer profanen Weiternutzung immer noch wie eine Kirche aussehen.

Oftmals nehmen Nachnutzer die damit verbundenen Umstände in Kauf, da die mediale Aufmerksamkeit sowie der kommerzielle Ertrag dies in den meisten Fällen rechtfertigen.

Eine Patentlösung gibt es leider nicht. In jüngster Zeit wird von verschiedenen Seiten gefordert, nicht zwangsläufig auf eine weitere Nutzung zu beharren und das Kirchengebäude, trotz aller dann notwendigen Pflege, auch mal eine Zeitlang leerstehen zu lassen. Aus Sicht der Denkmalpflege darf eine derartige Lösung nur vorübergehend sein, denn der Erhalt eines ungenutzten Denkmals ist auf Dauer nur schwer zu finanzieren.

SICHT DER BETROFFENEN GEMEINDEMITGLIEDER

Trotz der bei vielen Menschen zu erkennenden Gleichgültigkeit gegenüber kirchlichen Ereignissen melden sich, besonders wenn es um die Aufgabe von sakralen Gebäuden geht, bisher kaum in Erscheinung getretene Personen mit einer engen Bindung an »ihr Kirchengebäude« zu Wort. Das können auch Menschen sein, die längst nicht mehr im Gebiet der betroffenen Gemeinde wohnen. Mit dem Gotteshaus, in dem sie getauft wurden, zur Erstkommunion bzw. Konfirmation gingen oder geheiratet haben, besteht häufig eine hohe Identifikation. Dennoch unterliegt die Einschätzung des Symbolwertes unterschiedlichen Betrachtungsweisen. Insofern verlangt es zumeist großes diplomatisches Geschick von den verantwortlichen Personen und Gremien, die Aufgabe eines sakralen Gebäudes als notwendigen Schritt in die Zukunft zu vermitteln.

Fünf Gebäude erhaltende Beispiele:

- _ Grabeskirche St. Elisabeth in Mönchengladbach Untereicken
- _ Grabeskirche St. Josef in Aachen
- _ Grabeskirche St. Elisabeth in Krefeld Hülser Straße
- _ Kletterkirche in Mönchengladbach Waldhausen
- _ Kirche als Wohngebäude in Mönchengladbach Pesch

Obwohl längst Priestermangel und Rückgang kirchlicher Finanzmittel die Angebote des althergebrachten Gemeindelebens stark beeinträchtigen, sehen viele im endgültigen Verschwinden des Kirchengebäudes einen weiteren Abbau traditioneller Werte und Gepflogenheiten. Sie vermuten, dieser Verlust sei unumkehrbar.

Für etliche Kirchenbesucher ist es schlichtweg unvorstellbar, dass ihre von Kindheit an gewohnte Kirche in eine Wohnanlage, Kletterkirche oder in ein Bürogebäude, Restaurant, Internetcafé etc. umgewandelt wird. Besonders im dörflichen Bereich gibt es erhebliche Widerstände. Schließlich sind Kirchweihfest und Kirmes dort immer noch besondere Festlichkeiten, die mit dem Kirchengebäude im engen Zusammenhang stehen.

Initiativen wie Förder- oder Kirchbauvereine oder Spenden werden ins Leben gerufen und sollen helfen, das Allerschlimmste zu verhindern. Diese gut gemeinten Aktionen sind jedoch meistens nicht mehr wert wie der berühmte Tropfen auf den heißen Stein. Auf Dauer können sie nur in den seltensten Fällen ein aufgegebenes Kirchengebäude retten. Ausnahmen bestätigen aber auch hier die Regel. Also sind andere Lösungen gefragt, bei denen zumindest die Erkennbarkeit als Gotteshaus gewahrt bleiben soll.

Ganz oben an stehen Umnutzungen zu **Grabeskirchen, die sich finanziell selbst tragen** und zudem als Kirchengebäude äußerlich wahrnehmbar bleiben.

Doch dazu sind Genehmigungen von kirchlicher und behördlicher Seite erforderlich. Ein neuer Typus von Kirchen sind die sogenannten Citykirchen, in

denen neben Gottesdiensten auch öffentliche Veranstaltungen durchgeführt werden.

SICHT DER KOMMUNEN

Bei den Planungen zur Umnutzung oder gar zum Abriss eines denkmalgeschützten Kirchengebäudes ist es zwingend notwendig, Hilfestellungen von kommunaler Seite mit einzubeziehen. Die baukulturelle Relevanz der Gebäude in architektonischer wie auch städtebaulicher Hinsicht unterliegt einem hohen öffentlichen Interesse und ruft nicht selten auch das Landesbauministerium mit auf den Plan. Für die zuständigen Kommunal- oder Landesbehörden kommt es darauf an, mit Empfehlungen und langfristigen Begleitungen den unterschiedlichen Interessen der Beteiligten gerecht zu werden.

Dabei gilt auch hier der oberste Grundsatz, das Bauwerk nach Möglichkeit so zu erhalten, dass es dem sozialen Gefüge seiner bisherigen Umgebung auch weiterhin gerecht bleibt. Lösungsansätze können vielfältiger Art sein.

SICHT DER KIRCHENLEITUNG

Wofür soll man einen Kirchenraum erhalten, in dem sich keine Gemeinde mehr zum Gottesdienst versammelt? Das ist zu teuer, zu aufwendig und hat keinen Nutzen. Außerdem müssen beide Kirchen sparen. Diese Argumente werden immer wieder zur Rechtfertigung für die Schließung von kirchlichen Gebäuden verwendet.

Im Bistum Aachen, zu dem auch die abgerissene Immerather Kirche gehörte, erkannte man schon recht früh die Zeichen der Zeit und man reagierte

bereits 1989 auf die rückläufige Zahl der Kirchenmitglieder und besonders auf die dramatische Abnahme von Priesterweihen mit Umstrukturierungen.

Ab 2009 fusionierten die vorhandenen 536 Kirchengemeinden zu 71 Gemeinschaften der Gemeinden. Im Jahre 2011 startete das Projekt KIM (Kirchliches Immobilienmanagement).

In den katholischen Gemeinden des Bistums wurde untersucht, welche Kirchen und pfarrlichen Gebäude überhaupt noch erhaltenswert bzw. notwendig und finanzierbar sind und legte darüber 2016 ein Konzept vor. Daraus ging hervor, dass von den 570 Kirchen im Bistum Aachen 160 im Sanierungsfall keine Zuschüsse erhalten sollen, sondern aus Spenden und weiteren Geldmitteln der jeweiligen Gemeinden und Pfarreien finanziert werden müssen.

Möglichkeiten für neue Kirchennutzungen können Mischnutzungen und Nutzungserweiterungen sowie eine vollständige Umnutzung der Gebäude oder der Grundstücke sein.

Ein wichtiges Konzept fand auf Grund der hohen Akzeptanz in der Bevölkerung über das Rheinland hinaus Beachtung: die bauliche Umgestaltung zur Grabeskirche. Es begann im Aachener Bistum 2006 mit der Kirche St. Josef in Aachen, 2009 folgte St. Elisabeth in Mönchengladbach-Untereicken. Seither gibt es zahlreiche Nachfolger.

Bevor ein Kirchengebäude zur Profanierung oder gar zum Abbruch freigegeben wird, werden fast alle Gremien einbezogen. Letztendlich darf in einem Bistum der katholischen Kirche laut Kirchenrecht nur dessen höchster Repräsentant, nämlich der Bischof, die endgültige Entscheidung über die Aufgabe eines Kirchengebäudes treffen.

In gleicher Weise sind auch die evangelischen Kirchen vom Zwang der Schließung kirchlicher Räume und Gebäude betroffen.

Um einen Überblick über die Gebäudestruktur in den einzelnen Gemeinden im Hinblick auf Kosten, Ausnutzung und Tragfähigkeit für die Zukunft zu gewinnen, bietet das Landeskirchenamt den

Presbyterien vor Ort eine Analyse durch externe Architekturbüros an. Nach einem Kriterienkatalog wird eine möglichst nachhaltige Lösung angestrebt. Die Genehmigung der aus dieser Analyse gezogenen Schlussfolgerungen liegt jedoch beim Landeskirchenamt. Entwürfen von Kirchengebäuden sind nur mit Zustimmung der Kirchenaufsicht möglich.

ABBRUCH ODER ERHALT?

Diese Frage aus der Überschrift lässt sich für mich nicht immer eindeutig beantworten. »Abspecken von überflüssigen Ressourcen« oder »Gesundshrumpfen« sind unter wirtschaftlichen Gesichtspunkten gängige Methoden, marode Unternehmen vor dem drohenden Konkurs zu retten. Zweifellos machen sie auch oftmals Sinn.

Doch darf man diese Denkweise auch bei Kirchengebäuden anwenden? Dazu gibt es, wie oben mehrfach angedeutet, berechtigter Weise unterschiedliche Meinungen und Standpunkte. Welcher Weg der Richtige ist, muss die Zukunft zeigen. Dennoch soll man nach meiner Ansicht äußerst sorgfältig mit der Schließung oder Vernichtung von Kirchengebäuden umgehen, denn eine einmal verschwundene Kirche wird nur schwerlich wieder errichtet werden und bedeutet einen hohen Verlust an religiösen, kulturellen sowie städtebaulichen Werten und nicht zuletzt an persönlichen Erinnerungen.

ZURÜCK ZUR IMMERATHER KIRCHE

Der Abriss der Immerather Kirche St. Lambertus war jedoch ein Sonderfall. Wie zahlreiche Ortschaften der Umgebung, musste auch Immerath den Braunkohleförderungen im Tagebaugelände Gartzweiler II weichen. Die Bewohnerschaft wurde in neu angelegte Gemeinden rund um Erkelenz angesiedelt (z.Zt. erkennbar durch den Namenszusatz »Neu«). Ihr anfänglicher Widerstand gegen diese Aktionen brach zusammen nachdem klar wurde, dass von politischer Seite keine ernst zu nehmende Gegenwehr zu erwarten war. Althergebrachte kulturelle und religiöse Zentren einer gesamten Region gingen, unter zum Teil dubiosen Umständen, reihenweise verloren. Die Rheinisch Westfälischen Elektrizitätswerke (RWE) erhielten dazu unbeschränkte Rechtsfreiheit. Neben den Kirchen waren auch alte Gutsgebäude und Bauernhöfe, trotz Denkmalschutzplakette, betroffen.

Die Entwidmung des weithin sichtbaren Immerather Gotteshauses fand am 13. Oktober 2013 statt. Seither wurde die nun profanierte Kirche regelrecht ausgeschlachtet. Der Denkmalschutz reagierte, trotz mehrfacher Aufforderung, nicht. Ausstattungsstücke wurden verkauft, zum Teil aber auch in den sehr viel kleineren Kirchenneubau von Neu-Immerath integriert.

Zu Jahresbeginn 2018, als der Abbruchtermin näher rückte, versuchte eine rund 300 köpfige Mahnwache das Unabwendbare zu verhindern. Greenpeace – Aktivisten besetzten vorübergehend die Kirche. Groß war die Präsenz der Medien, als die Bagger anrückten und mit den Arbeiten begannen.

Schlagzeilen machte zuvor noch die bekannte Glasmalerin Annette Jansen-Winkeln. In buchstäblich letzter Minute gelang es ihr wenige Tage vor dem Abriss in eigener Initiative, einige künstlerisch wertvolle Glasfenster auszubauen und für die Forschungsstelle Glasmalerei zu retten.

Im Ort Neu-Immerath, zu Erkelenz gehörend, entstand keine große Kirche mehr, sondern nur eine wesentlich kleinere Kapelle mit einem 16 Meter hohen Turm. Sie steht ebenfalls unter dem Patrozinium St. Lambertus und wurde am 28. März 2015 geweiht.

ENTWIDMUNG VON KIRCHEN

KATHOLISCHE KIRCHE

Im September 2003 hat die Deutsche Bischofskonferenz eine Broschüre zur Umnutzung von Kirchen mit Kriterien und Entscheidungshilfen herausgegeben. Darin wird ein Ritus vorgeschlagen, mit dem eine Kirche entweiht bzw. profaniert (verweltlicht) wird, so dass sie nicht mehr für den Gottesdienst genutzt werden kann. Mit einer letzten feierlichen Eucharistiefeier sollen sich die Gläubigen von ihrer Kirche verabschieden. Dazu wird die Kirche ebenso festlich geschmückt wie bei einer Kirchweihe. Nach dem Schlussgebet wird das Dekret des Bischofs verlesen, das Allerheiligste aus dem Tabernakel genommen, das Ewige Licht gelöscht, die Reliquien aus dem Altar entfernt, Heiligenfiguren und Andachtsbilder aus der Kirche genommen und in einer Prozession zum Ausgang gebracht.

EVANGELISCHE KIRCHE

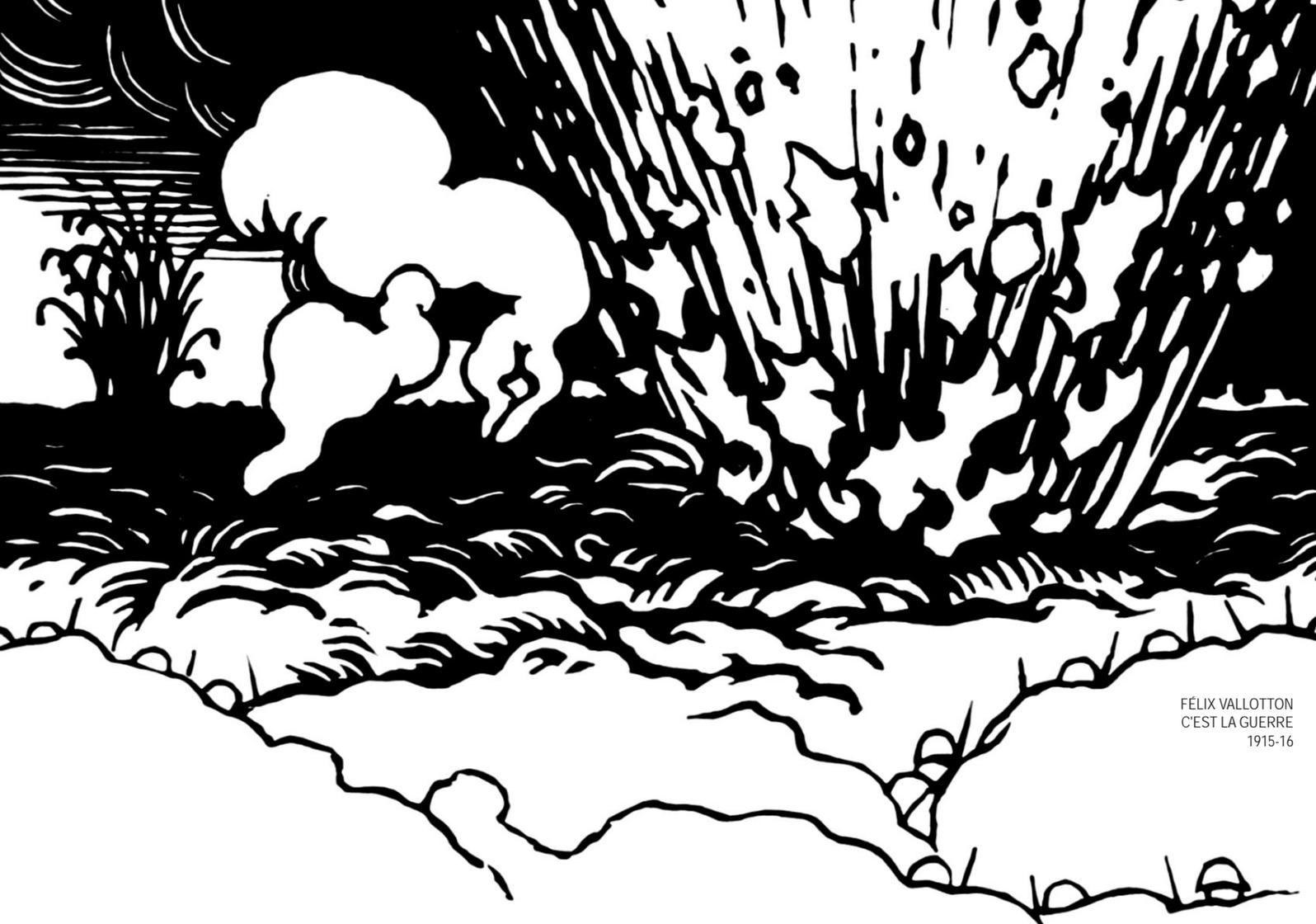
In der evangelischen Kirche gibt es keine Profanierung. Nach reformiertem Verständnis kann ein Raum nicht profaniert werden, weil er auch nicht geweiht wurde. Wenn es nach eingehender Prüfung keine andere Möglichkeit gibt, als eine Kirche aufzugeben, so muss ein Prozess des Abschiednehmens selbst gestaltet werden. Den Höhepunkt und Abschluss bildet der Entwidmungsgottesdienst. Die Gemeinde verlässt danach die Kirche in einer Prozession, bei der die wichtigsten gottesdienstlichen Geräte mitgeführt werden.

Verwendete Literatur

Gerhards, Albert, Struck, Martin, Umbruch-Abbruch-Aufbruch?, Nutzen und Zukunft unserer Kirchengebäude, Schnell und Steiner Verlag, 2008

Bredenbeck Martin, Die Zukunft von Sakralbauten im Rheinland, Band 10, Schnell und Steiner Verlag, 2015

Meys, Oliver, Gropp, Birgit, Kirche im Wandel, Veränderte Nutzung von denkmalgeschützten Kirchen, Kirchen im Strukturwandel: Prozesse-Konzepte-Perspektiven, Dokumentation zum 23. Kölner Gespräch zu Architektur und Denkmalpflege in Brauweiler, 14. November 2016, Mitteilung aus dem LVR-Amt für Denkmalpflege im Rheinland Heft 28



FÉLIX VALLOTTON
C'EST LA GUERRE
1915-16

M

ein Großvater, Viktor Dohr aus Krefeld, wird im Frühherbst 1914 zunächst nach Frankreich, später nach Russland für Gott, Kaiser und Vaterland zum Völkermorden abkommandiert.

Freiwillig hätte er sich nie gemeldet. Er zählt schon 40 Jahre, sein Sohn Hans ist acht Jahre, seine Tochter Gertrud ist vor wenigen Wochen, am 11. August des Jahres 1914, geboren worden.

Er steigt in Güterwagen, auf denen zu lesen ist: „Auf Wiedersehen auf den Champs Elysees“ und „Auf zum Spaziergang nach Paris!“ Verheißungen ... kurzlebiger als die Kreide, mit denen sie geschrieben worden waren. „Jede Schuss ene Russ', jede Stoß 'ne Franzos“, johlen die meist viel jüngeren Kameraden.

Viktor, Vater zweier Kinder, dämpft die Begeisterung:

„Jonges, wet ihr denn net, dat et noe et Schlachtfeld jieeht?¹

100 JAHRE ENDE DES ERSTEN WELTKRIEGES

Eine Erinnerung an „Im Westen nichts Neues“ und „Der Weg zurück“ von Erich Maria Remarque

VON CHRISTA DEGEMANN

Ich weiß leider nicht, ob mein Großvater die Romane „Im Westen nichts Neues“² und „Der Weg zurück“³ gelesen hat. Angesichts der sensationellen Verkaufszahlen, die diese Bücher gegen Ende der Weimarer Republik erzielten, war die Wahrscheinlichkeit, rein rechnerisch betrachtet, sehr groß.

Wer war der Verfasser? Die Remarques kommen ursprünglich aus Frankreich, der Großvater deutsch die französische Endung mit einem „k“ ein. Über den Niederrhein führt der Weg des Vaters 1895 nach Osnabrück. Er ist Buchbinder und Buchdrucker, er gründet eine Familie. Im Juni 1898 wird Erich Paul als zweites von fünf Kindern geboren, in ärmliche Verhältnisse. Erich besucht die Volksschule, er ist ein guter, bildungshungriger Schüler. Mit 14 wird er Schüler der sog. „Kath. Präparande“. Nach drei Jahren und erfolgreichem Abschluss ist der Handwerkersohn berechtigt, 1915 in das Kath. Lehrerbildungsseminar für zukünftige Volksschullehrer einzutreten. Nach dem Krieg wird er hier seine Ausbildung noch abschließen. Diese Ausbildung kostet kein Schulgeld.

Einberufen wird er im November 1916 und kommt im Juni 1917, mit 19 Jahren, an die Westfront. Er hat sich, im Gegensatz zu seiner Hauptperson Paul Bäumer in „Im Westen nichts Neues“, nicht freiwillig gemeldet. Er erlebt die Grauen des Krieges in Belgien, an der Ypern-Front, wird schon nach kurzer

Zeit schwer verletzt, u.a. durch einen Halsschuss. Er kommt nach Duisburg in ein Armee-Krankenhaus, wo er auf Grund des langwierigen Heilungsprozesses bis Kriegsende bleibt. Zeit, die verheerenden Wunden des Krieges und das elende Sterben zu studieren, Zeit, den Berichten der Kameraden zuzuhören. „Erst das Lazarett zeigt, was Krieg ist“, schreibt er später (IWNN 180).

1919 die erste Lehrerstelle. Nach einem Jahr lässt er sich beurlauben. Er wird schreiben, mit wechselndem Erfolg, u.a. als Lokalredakteur, für Continental („Warum in die Ferne schweifen, fahre lieber Conti-Reifen!“), später, er wechselt nach Berlin, für „Sport im Bild“. Seit 1924 nennt er sich: Erich Maria Remarque. Erste Romane finden keine Resonanz. Stefan Zweig liest Arbeitsproben zum vierten Roman und ermutigt ihn. In der Vossischen Zeitung erscheint „Im Westen nichts Neues“ als Fortsetzungsroman, Anfang 1929 folgt die Buchausgabe. Der Roman wird zu den wichtigsten Büchern seiner Zeit zählen und seinen Verfasser über Nacht reich und berühmt machen.⁴ Der Autor hat eine Vorbemerkung verfasst:

„Dieses Buch soll weder eine Anklage noch ein Bekenntnis sein. Es ist nur den Versuch machen, über eine Generation zu berichten, die vom Krieg zerstört wurde – auch wenn sie seinen Granaten entkam.“

Eine prophetische Aussage über die Überlebenden – deren Schicksal er anschließend in „Der Weg zurück“ nachzeichnet.

Zahlreiche biografische Elemente fließen in seine beiden Romane ein, wie die unverwechselbare Topografie Osnabrücks, Namen aus der Familie, der Beruf des Vaters, der Tod der Mutter, an der er sehr hing, seine Erfahrungen im Lehrerberuf u.v.a. Vorherrschend aber sind die Kriegserfahrungen und ihre Folgen. Er verarbeitet neben eigenen hautnahen Erlebnissen auch die seiner Kameraden, die er an der Front oder im Lazarett kennengelernt hat und deren Weggefährte und Zeitgenosse er in den Jahren nach dem Krieg ist. Vielzählige Schicksale, erzählt in Episoden, werden im Roman zu etwas Neuem gebündelt und sind dennoch ein Panorama deutscher Katastrophe. Es ist keine Reportage, keine Dokumentation, sondern die literarische Aufarbeitung einer Zeit. In diesen Romanen finden die oft unerträglichen, allein schwer tragbaren Geschehnisse einen Raum, hier gibt der Autor zahllosen Menschen eine Stimme, die eigenen Gedanken über die zurückliegenden Ereignisse und ihre Folgen im „Frieden“ entspricht.

Remarque erzählt geradlinig und gekonnt schlicht, unmissverständlich und dabei sehr unterhaltsam. Wenn es um die Kriegsergebnisse geht, schreibt er spannend, bewegend und schonungslos realistisch, mitunter im Landserjargon.



Die Beklemmung, die sich beim Leser einstellt, durchbricht er oft mit poetischen Naturschilderungen oder humorvollen, manchmal deftigen Szenen.

In „Im Westen nichts Neues“ erzählt Paul Bäumer. Die Perspektive des Ich-Erzählers geht immer wieder ins „WIR“ über, gleichsam, um den exemplarischen Charakter des Erlebten zu betonen. Die Handlung konzentriert sich auf acht junge Männer im Westen, Proletarier und Gymnasiasten, irgendwo zwischen Langemark und Bixchoote, im Zeitraum von September 1917 bis Oktober 1918, mit Rückblenden erzählt. Der Tod - ist zunächst noch ein neues, abenteuerliches, bald aber erschütterndes Erlebnis. Kemmerich verliert sein Bein, stirbt, seine wundervollen Stiefel, um die ihn alle beneiden, bekommt ein Kamerad, auch dieser wird sie nicht lange tragen, und so wandern diese Stiefel durch den Krieg (mancher wird sich an diese Szenen im Film erinnern), marschieren mit immer neuen jungen

Trägern immer wieder aufs Neue dem Tod entgegen. Und je länger sie durch diesen Krieg gehen, desto beiläufiger wird der Tod, in seiner ständigen Gegenwart banal, so brutal er den Einzelnen auch treffen mag.

Ausdrücklich hat sich Remarque im Vorwort jeder politischen Stellungnahme entzogen. Jeder Leser soll sein eigenes Urteil über den Krieg fällen. Thomas Schneider, Remarque-Forscher an der Universität Osnabrück, hat zahlreiche Streichungen und Änderungen kritischer Stellen durch den Verlag nachgewiesen. Dieser habe damals den Roman entpolitisiert (vgl. Sternburg 162).⁵ Aber es bleibt noch genug, wenn Remarques Figuren sprechen: „Es ist doch komisch (...)“, sagt Kropp, „wir sind doch hier, um unser Vaterland zu verteidigen. Aber die Franzosen sind doch auch da, um ihr Vaterland zu verteidigen. Wer hat nun recht?“ (IWNN 141). Und beim Heimaturlaub wird Paul Zeuge, wie die alten Stammtisch-Strategen Europa verteilen ... die Jungen an der Front sollen's richten: „Sie disputieren darüber, was wir

annektieren sollen. Der Direktor (...) will am meisten haben, ganz Belgien, die Kohlengebiete Frankreichs und große Stücke von Russland“ (IWNN 119). Und später heißt es:

*„Ich sehe, dass Völker
gegeneinander getrieben
werden und sich schweigend,
unwissend, töricht, gehorsam,
unschuldig töten.“*

*Ich sehe, dass die klügsten
Gehirne der Welt Waffen
und Worte erfinden, um alles
noch raffinierter und länger
dauernd zu machen.“*

(IWNN 180)

Eine „Warnung an die Deutschen, die Ende der zwanziger Jahre schon wieder gedankenlos den Ruf nach Rüstung und Macht zu folgen bereit sind“, sagt hierzu Wilhelm von Sternburg (178).

Auf einer zeitgenössischen Postkarte aus Stolzenfels am Rhein sieht man einen sterbenden Soldaten, „Krieger“, sagte man damals, körperlich äußerlich unversehrt, sauber gebettet, still und gefasst liegen. Dazu der Text: Auf dem Felde Schlacht / in stiller Nacht / liegt sterbend ein deutscher Held / Für des Königs Ehr und des Landes Wehr / verlässt er ja gern die Welt.⁶



Nichts derart bei Remarque. Die alte Lüge vom süßen, ehrenvollen Tod findet in diesem Buch keine Neuauflage. Er beschreibt, was es heißt, im Krieg umzukommen, grausam zu krepieren, er beschreibt, wie die jungen Soldaten zwischen Leichenteilen elendig und verzweifelt um ihr eigenes Überleben kämpfen. Er stellt das Erlebte ohne jede Heldentümelei als das dar, was es war – und ist – entsetzlich – und entsetzlich sinnlos (vgl. u.a. IWNN 191). Aus der Perspektive des kleinen Mannes wird berichtet von Menschen, die „(zum Töten) entwürdigt werden, um selbst zu überleben“ (Sternburg 171). Keine Feindbilder, kein verklärendes Pathos, keine womöglich noch religiöse Überhöhung des Todes auf dem Schlachtfeld, etwa mit dem Bild vom Opfertod auf dem Altar des Vaterlandes. Nur der humane, der zutiefst trauernde

Blick auf die Opfer, z.B. angesichts russischer Kriegsgefangener, über die Paul Bäumer beim Heimaturlaub denkt: „Ein Befehl hat die stillen Gestalten zu unseren Feinden gemacht, ein Befehl könnte sie in unsere Freunde verwandeln“ (IWNN 135).

Versehen mit den kindlich-naiven Ratschlägen seiner kranken Mutter, ihrer Sorge, geht es wieder an die Front: Sie bittet ihn „Und sei recht vorsichtig dort im Felde, Paul.“ (...) „Ja, Mutter, das will ich sein“ (IWNN 130). Und dann sticht er, zurück an der Front, verzweifelt, schuldlos schuldig, im Nahkampf auf einen Franzosen ein, der zu ihm in einen großen Granattrichter, gestürzt ist.... Viele Stunden lang muss er dessen Sterben zuschauen, in die angstgefüllten Augen sehen, das Röcheln ertragen, er will ihm helfen, er gibt ihm etwas zu trinken, er versucht ihn bequemer zu lagern, er spricht mit ihm auf Französisch, und sagt schließlich zu dem Toten, „Ich wollte dich nicht töten (...). Vergib mir, Kamerad, wie konntest du mein Feind sein. Wenn wir diese Waffen und diese Uniform wegwerfen, könntest du ebenso mein Bruder sein (...).“ (IWNN 154). Paul öffnet die Brieftasche des Toten. Der Tote hat Frau und Kind gehabt, ein kleines Mädchen. Der Tote hat einen Beruf gehabt. Typograf. Buchdrucker. Der Tote hat einen Namen gehabt. Gérard Duval. Paul Bäumer hat ihn getötet (vgl. IWNN 155 - 156).

Im zweiten Buch, in „Der Weg zurück“, erinnert sich Erich an einen Heimaturlaub. Seine Mutter hat erschrocken die Veränderung ihres einst so stillen Sohnes, ihres „Jungen“, bemerkt, seine Unruhe, seine verrohte Sprache, die er früher nie benutzte. Er lacht, „Soldaten sind nun mal so. Ja, ja, das weiß ich, aber du - du auch -“ (DWZ 115). Und er begreift, dass er für diese Frau anders ist, anders als alle Soldaten der Welt: „Ich bin ihr Kind. Ich bin es für sie immer geblieben, auch als Soldat. Sie hat im Kriege nur einen Knäuel gefährlicher Bestien ge-

sehen, die ihrem bedrohten Kinde nach dem Leben trachteten. Aber ihr ist nie der Gedanke gekommen, dass dieses bedrohte Kind eine ebenso gefährliche Bestie für die Kinder anderer Mütter war“ (DWZ 115-116).

Mutters Hände zittern. „Ich senke den Blick von ihren Händen auf meine eigenen. Damit habe ich im Mai 1917 einen Franzosen erstochen (...) ich war damals gerade achtzehn Jahre alt (...). Ja, denke ich bitter, ich habe mich verändert. Was weißt du denn noch von mir, Mutter? (...) Nie, nie darfst du etwas erfahren von den letzten Jahren, nie darfst du ahnen, wie es wirklich gewesen ist und was aus mir geworden ist“ (DWZ 116).

Niemand wolle mehr etwas vom Krieg wissen – mit dieser Begründung hatte der Fischer-Verlag den Roman „Im Westen nichts Neues“ abgelehnt. Ullstein akzeptiert, das Buch wird kurz nach Erscheinen im Januar 1929 ein Riesenerfolg, bis heute in 50 Sprachen erschienen, bei einer aktuellen Auflage um 60.000 in Deutschland. Damals neben begeisterter Zustimmung auch beispiellose Hetze, Verbote im In- und Ausland, doch nichts kann dieses Buch aufhalten. Aus dem kaum bekannten Journalisten wird binnen Kurzem ein berühmter Autor, der sich politisch zwischen alle Stühle setzt, da er sich von keiner Seite vereinnahmen lassen möchte. Der „Völkische Beobachter“ bezeichnet das Buch als „Faustschlag ins Gesicht jedes wahren Frontsoldaten“ (Sternburg 153), die Linke kritisiert das Schweigen über die kapitalistischen Ursachen des Krieges (vgl. ebda.).

Und dann kommt der Film aus den USA, zwei Oscars, ein Welterfolg und die erste deutsch-sprachige Synchronisation neben der Stummfilmfassung. Im Dezember 1930 Premiere in Berlin, die große Stunde eines gewissen Dr. Goebbels. Nazis marschieren vor dem Kino, Nazis im Saal, Protest und Tumulte, Trillerpfeifen, Stinkbomben.

Es werden weiße Mäuse losgelassen, Panik im Saal, Verkehrschaos und Schlägereien auf der Straße. Die Auf-führung wird „wegen Gefährdung der öffentlichen Sicherheit“ abgebrochen.

Im „Angriff“ triumphiert Goebbels: un-deutsch, jüdisches Machwerk, Kul-turschande ... Schließlich Filmverbot durch den Reichstag, wegen Gefähr-dung des deutschen Ansehens in der Welt. Welch ein Triumph für die Nazis. „Es hagelt Glückwünsche von allen Sei-ten“, so Goebbels in seinem Tagebuch (Sternburg 221).

In diesem politischen Klima erscheint Ende April 1931 das Nachfolgebuch „Der Weg zu-rück“. Wenn der Krieg zu Ende ist, dann ist er noch lange nicht zu Ende. Dieser erschütternden Erkenntnis müssen sich die Leser stellen. Die Heimkehrer sind Gezeichnete, illusi-onslos blicken sie auf die Sinnlosigkeit des Krieges zurück, die traumatischen Ereignisse lassen sie sich fremd fühlen, fremd in der eigenen Heimat.

Als der ehemalige Soldat Ernst Birkholz vor den Zehnjährigen seiner Land-schulklasse steht, spürt er, dass er unfähig ist, innerlich zurückzukehren. „Hier stehe ich nun vor euch, einer der hunderttausend Bankrotteure, denen der Krieg jeden Glauben und fast alle Kraft zerschlug (...)“, heißt es im inneren Monolog. „Was soll ich euch denn lehren? (...) Soll ich euch erzählen, daß alle Bildung, alle Kultur und alle Wissenschaft nichts ist als grauenhafter Hohn, solange sich Menschen noch mit Gas, Eisen, Pulver und Feuer im Namen Gottes und der Menschheit bekriegen?“ (DWZ 196 - 197).

Der frühere Kriegskamerad Albert steht wegen Mordes aus Eifersucht vor Ge-richt. Er hat den Mann erschossen, mit dem ihn die Frau betrogen hat, auf deren Liebe er gehofft hatte. „Ich habe schon viele Menschen getötet“, sagt er dem Staatsanwalt (DWZ 248).

„Das ist (im Kriege) doch etwas ganz anderes“, sagt dieser. „Wollen Sie etwa den Kampf fürs Vaterland mit Ihrer Tat hier vergleichen? Nein, erwidert Albert, die Leute, die ich damals erschossen habe, haben mir nichts getan“ (DWZ 249). Einer der Kameraden im Ge-richtssaal ruft:

„Meint ihr denn, man könnte vier Jahre Töten mit dem läppischen Wort Frieden aus dem Gehirn wischen wie mit einem nassen Schwamm?“

(DWZ 251)

Remarque verlässt Deutschland am 29. Januar 1933. Am Abend des 10. Mai 1933 sitzt er in der Schweiz am Radio. Eine Übertragung aus Berlin: „Gegen literarischen Verrat am Soldaten des Weltkrieges, für die Erziehung des Volkes im Geiste der Wehrhaftigkeit! Ich übergebe dem Feuer die Schriften von Erich Maria Remarque.“ Ein Freund ist bei ihm. Sie erheben die Gläser: „Auf die Zukunft!“

Von einem weiteren Ereignis erfährt der Autor erst im Sommer 1946: Im August 1943 wird die 40jährige Elfriede Scholz wegen „staatsfeindlicher Äußerungen“ verhaftet. Elfriede Scholz war Schnei-derin und lebte mit ihrem Mann, dem Musiker Heinz Scholz, in zweiter Ehe in Dresden. Die mutige Frau hatte in Gesprächen nie einen Hehl aus ihrer

Ablehnung der Hitler-Diktatur und des Krieges gemacht und war vermutlich im Widerstand aktiv. Gegenüber der Frau eines Nazis soll sie gesagt haben, dass sie Hitler eine Kugel durch den Kopf wünscht.

Der Prozess vor dem Volksgerichtshof in Berlin endet mit dem Todesurteil. Am 16. Dezember 1943 wird Elfriede Scholz mit dem Fallbeil in Plötzensee hingerichtet. Der Vorsitzende, Roland Freisler, wird später mit der Bemerkung zitiert: „Ihr Bruder ist uns leider entwischt, Sie aber werden uns nicht entwischen“ (Sternburg 317).

Der Name des Bruders: Erich Maria Remarque. Schriftsteller. Pazifist.



Foto / Bundesarchiv, Bild 183-R04034 / CC-BY-SA 3.0

Anmerkungen

- 1 Vgl. Degemann, Christa: Wenn Hans kommt. Eine Krefelder Familiengeschichte. Geest-Verlag, Vechta 2013, S. 16.
- 2 Remarque, Erich Maria: Im Westen nichts Neues. Kiepenheuer & Witsch, Köln 2012, zitiert als IWNN.
- 3 Ders.: Der Weg zurück. Kiepenheuer & Witsch, Köln 2012, zitiert als DWZ.
- 4 Vgl. von Sternburg, Wilhelm: „Dritten Tag nicht getrunken, nicht geraucht. Erträglich, aber langweilig.“ Erich Maria Remarque. Ein Porträt. In: Frankfurter Rundschau vom 14. März 2018.
- 5 Ders.: „Als wäre alles das letzte Mal“, Erich Maria Remarque, Eine Biografie. Kiepenheuer & Witsch, Köln 2009, zitiert als Sternburg.
- 6 In: Holtstiege, Reinhold: Havixbeck und seine Vergangenheit. Laumann – Verlag, Dülmen 1991, S. 508.



SENIOREN WOHNGEMEINSCHAFT

VON ENGELBERT KERKHOFF

Mit einer abrupten Handbewegung legt Karl die Karten auf den Tisch. „Bei unserem nächsten Treffen werde ich leider nicht dabei sein.“

„Du weißt aber, dass du dann in den letzten drei Monaten zum zweiten Mal fehlen wirst“, wirft Herrmann leicht ironisch ein.

„Kann ich denn etwas dafür, dass unsere Tochter Annalotta an diesem Termin zu uns zurückziehen wird?“, entgegnet KARL, und ein leichter Unmut ist nicht zu verkennen. „Das ist eben der Job von Vätern. Und ich würde auch lieber mit euch Karten spielen, statt Umzugskisten zu tragen.“

Mit einem leichten Lächeln mischt sich nun eine der drei Frauen am Nebentisch in das Gespräch ein: „Und warum gefällt es eurer Annalotta nicht in dieser neuen Wohngemeinschaft mit den anderen Studenten? Das war doch so ein toller Glücksgriff, diese Wohngemeinschaft mit den anderen – und so nah beim Studienort.“

„Tja, es sollte halt nicht sein. Die Männer der Wohngemeinschaft erwiesen sich nicht als besonders gruppig; alles, was mit Putzen zu tun hatte, war Sache des weiblichen Geschlechts. Einkaufen ging ja gerade noch – und nun hat Annalotta genug. Sie wird es später in einer anderen Wohnung erneut versuchen. Dann ohne WG.“

„Aber ich finde eine WG gut,“ so klinkt sich Jutta nun in dieses Gespräch ein. „Und denk einmal allein an die Erspar-

nisse. Sollten wir zum Beispiel eine WG bilden, dann zahlen wir monatlich alle zusammen nur einmal Fixkosten für unsere Wohnung. Von dem Ersparten könnten wir davon mindestens einmal im Monat alle lecker essen gehen.“

„Stimmt“, ergänzt Annika „und zudem können wir beim Frühstück schon überlegen, was wir tagsüber Schönes unternehmen wollen.“

„Super, beim Frühstück!“, lacht Horst „wann soll das denn sein? Karl ist – soweit ich weiß, ein absoluter Frühaufsteher – und mich kriegen morgens keine zehn Pferde vor 9:30 Uhr aus dem Bett, denn ich lese nachts bis in die Puppen.“

„Und wenn ich dann von meinem Joggen gegen 9:00 Uhr heimkehre, habe ich immer einen Mordshunger. Da möchte ich nicht lange warten“, bringt sich Klaus-Dieter in das Gespräch ein.

„Genauso stelle ich mir das vor“, grinst Gaby, „jeden Morgen Brunch – bis zum Nachmittagskaffee, und dann kommt der Besuch.“

„Stopp mal bitte! Stichwort Besuch. Hier habe ich Bedenken“, wirft Karl ein. „Gesetzt den Fall, wir wohnen gemeinsam, dann haben wir doch sicherlich neben unserem eigenen Lebens- und Wohnbereich ein gemeinsames Wohnzimmer oder eine große Küche.“

Ehrlich, ich möchte nicht mehrmals in der Woche Besuch von euren Kindern und Enkelkindern, die in diesem Wohnzimmer rumtollen, spielen oder fernsehen wollen.“

„Du hast ja auch mit Annalottas Umzügen schon genug zu tun,“ giftete es leicht aus der Ecke.

„Frühstück, Besuche – Leute, macht mal halblang, das lässt sich alles klären“, vermittelt Annika. „Denkt doch bitte auch daran, dass wir unsere Alltagsaufgaben verteilen können. Jeder nach seinem Wunsch und seinem Können. Also, ich übernehme gern das Kochen.“

„Klasse“, kontert Karl, der die Umzugsticheleien noch nicht ganz überwunden hat. „Und Gemüse schnippeln und Kartoffeln schälen, das sind die Jobs für uns Männer, nicht wahr.“ Und klopf dabei Klaus-Dieter auf die Schulter. „Das ist dann so wie früher, als ich klein war; da durfte ich an dem neuen Auto meines Vaters auch nur die Radkappen waschen und polieren.“

„Und, was soll's, da fällt euch Männern doch kein Zacken aus der Krone“, fügt Gaby an, „ist halt so:

VIELE HÄNDE
SCHNELL EIN ENDE.

Umso mehr Zeit bleibt später für das Angenehme.“

Horst trinkt genüsslich seinen Tee, „die Männer wirken mit intakter Krone und bringen ihre vielen Hände ein, aber denke daran, meine Liebe – für die emsig wirkenden Kochfrauen gibt es auch ein Sprichwort:

VIELE KÖCHE
VERDERBEN
DEN BREI.“



„Die Planung unserer WG läuft ja klasse“, rundet Annika das Gespräch mit einem ironischen Grinsen ab, „noch keine Wohnung gefunden, aber schon ein Rudel an Bedenkenträgern. Dabei war der Anfang doch gut: Kostenersparnis, Arbeitsteilung, in Gemeinschaft leben und Freundschaft pflegen.“

„Und nun die Kehrseiten!“, ergänzt Klaus-Dieter. „Wo finden wir für drei Ehepaare eine Wohnung? Wie verteilen wir den Mietzins und die anfallenden Lebenshaltungskosten? Je nach Größe und Verbrauch oder jedes Ehepaar ein Drittel? Mit welchen Möbeln statten wir das Wohnzimmer und die Küche aus?“

Jutta ergänzt: „Besucherswünsche wurden ja schon angemeldet. Also, ich habe da auch noch eine Kleinigkeit, die sich zu einem Riesenproblem auswachsen kann. Ich hasse Haare in der Dusche! Und volle Mülleimer mag ich auch nicht. Und dann noch etwas Grundsätzliches: Eine WG für junge Leute finde ich prima. Diese WG ist ja auf Zeit angelegt. Wenn das Studium zu Ende ist oder eine neue Lebensform beginnt, dann zieht Mann oder Frau eben aus – siehe Annalotta. Das gilt ja für uns wohl nicht. Der letzte überlebende Dinosaurier unserer WG hat dann zwischenzeitlich alle anderen beerdigt und verfügt über eine riesengroße Mehrzimmerwohnung, die allein auch kaum zu bezahlen ist. Soll er oder sie in den letzten Lebensjahren noch einmal eine neue WG planen und lauter Seniorenküken neu einweisen?“

Horst lächelt: „Erwachsene Menschen regeln so etwas durch Absprachen. Wenn wir erst einmal eine WG gegründet haben, dann werden sich schon andere melden, die Interesse haben auch einzuziehen. Wir müssen uns dann überlegen, wer ein neuer geeigneter

Mitbewohner sein könnte. Es sterben ja auch nicht alle von uns zur gleichen Zeit. Somit können wir zum gegebenen Zeitpunkt in aller Ruhe überlegen und eine passende Lösung finden. Nehmen wir zum Beispiel die Mitglieder unseres Kegelklubs. Da fallen uns doch bestimmt Personen ein, die uns geeignet oder ungeeignet für diese kollektive Wohn- und Lebensform erscheinen. So müssen wir vorgehen: zum richtigen Zeitpunkt das Richtige bedenken – und nicht im Vorfeld schon die Flinte ins Korn schmeißen.

Deine Haare in der Dusche bekommen wir bestimmt auch geklärt, ohne dass es zu Problemen kommt. Und vor Mülleimern habe ich auch keine Angst; alle anderen Männer hier in diesem Raum bestimmt auch nicht.

Ein wichtiges Argument ist natürlich auch: eine WG im Alter ist kein Zweckverband, sondern der vorhin genannte Aspekt der Freundschaft und Geselligkeit steht hoch oben an.

Wichtig wird sein, unseren Kindern und Enkelkindern unsere Ziele einer Wohngemeinschaft zu erklären. Vergessen wir dabei auch nicht, unsere zukünftigen Nachbarn mit einzubeziehen. Wenn wir dieses Kriterium vernachlässigen, dann haben wir bald in unserem neuen sozialen Umfeld einige gehässige Stimmen im Nacken, nach dem Motto: Schau mal, jetzt fangen die Alten auch schon an. Das Image von WGs der Kommunen in den rebellischen Studentenjahren ist noch längst nicht aus den bürgerlichen Köpfen verschwunden.

Führen wir jedoch ein Einweihungsfest durch, dann sehen alle Nachbarn, dass hier nur eine Gruppe netter Mitmenschen wohnt.“

Karl stimmt zu: „Da kommt viel Kommunikationsarbeit auf uns zu. Wenn wir nicht bereit sind zu einem ständigen

gemeinsamen Gespräch, dann sollten wir gar nicht erst mit weiteren Überlegungen beginnen. Ansonsten finde ich die Idee einer Senioren-WG höchst spannend. Die praktische Umsetzung kann man ja auch ausprobieren. Daraus lassen sich dann neue Erkenntnisse gewinnen.“

„Und wie bitte schön?“, Gaby schüttelt leicht den Kopf und runzelt die Stirn.

„Wenn es im November kalt, ungemütlich, regnerisch und nebelig wird, dann suchen wir uns für die Zeit von acht Wochen in der Lüneburger Heide ein geräumiges Haus für sechs Personen. Jeder von uns hat in seiner Tasche wohlbehütet seinen alten Wohnungsschlüssel stecken. Ich glaube, wir dürfen sicher sein, nach diesen acht Wochen wissen wir mehr über uns und unser Zusammenleben. Seid mir bitte nicht böse, wenn ich jetzt schon nach meinem Wohnungsschlüssel krame und ganz langsam aufbreche. Leider habe ich morgen keinen Urlaub, und ich bin müde. Macht es gut bis zum nächsten Mal, liebe Mitbewohner in spe.“, beendet Annika die Gesprächsrunde.

Anmerkung und kleine Literaturoauswahl:

Engelbert Kerkhoff, Selbstorganisierte Seniorenwohngemeinschaften – Erfahrungen, Hinweise und Denkanstöße. In: Eckhard Lade (Redaktion und Hrsg.) Handbuch Gerontagogik, Loseblattwerk zur Alten und Seniorenarbeit / Aktuelle Verlagsgruppe, 6952 Obrigheim. 1985 ff. Ergänzungslieferung Nr. 2 – 4/ 1986. Das Werk wurde nicht mehr aufgelegt. Wegen der großen Nachfrage erfolgte ein Neuabdruck: Engelbert Kerkhoff, Selbstorganisierte Seniorenwohngemeinschaften – ein Neubeginn des Lebens und Wohnens im Alter. In: Engelbert Kerkhoff (Hrsg.) Kompetenz im Alter zwischen Routine und Neubeginn. Monchengladbach. 1995.

Dieter Ackerknecht u.a.: Kommune und Großfamilie. Tübingen 1972.

Reinhard Dierl / Kinie Hoogers: Altenwohngemeinschaften. Köln 1988.

Roland Schmidt/ Richard Wagner: Wohngemeinschaften alter Menschen. In: Johann August Schülen (Hrsg.): Vor uns die Mühen der Ebenen. Gießen 1980.

Susanne Twardawa: Die Wohngemeinschaft für ältere Mitbürger. Altenhilfe und Altersselbsthilfe im Wohnbereich. Dissertation. Berlin 1982.



BEWEGTE BILDER SUCHT UND BERLINALE

VON ROMAIN ANTONY

DAS KRANKHEITSBILD

Ich bin süchtig, bewegte-Bilder-süchtig, BBS, daran besteht inzwischen kein Zweifel mehr. Die Störung ist zwar in den Störungsaufstellungen ICD und DSM noch nicht klassifiziert, aber die Symptome sind unübersehbar: innere und motorische Unruhe, wenn kein Bildernachschub in Aussicht steht, ultimative Forderung an soziale Kontakte, sich dem Kinobesuch anzuschließen; bei Absagen erfolgt die Drohung, alleine hinzugehen, Vernachlässigung von Schlaf und Selbstversorgung, wenn spannende Filme auch noch spät abends zu sehen sind, Ablehnung von Einladungen mit fadenscheinigen Begründungen, um zuhause den Videorekorder zu bedienen ...

Wie konnte es eigentlich zu solchem ausufernden Suchtverhalten kommen? Was ist da wohl in der medienpädagogischen Sozialisation fehlgelaufen? Nach eingehender Analyse des frühkindlichen Film- und Serien-

konsums wurde meinem behandelnden Filmtherapeuten schnell klar: Fury, Rin-tin-tin und Bonanza sind schuld an den Traumwelteskapaden meiner Kindheit und Jugend. Sie halfen mir, mich aus den ehelichen Zerwürfnissen meiner Eltern heraus zu katapultieren und mir am Fuß der Blauen Berge eine neue Familie zu suchen.

Zugegeben: Der frauenlose Männerhaushalt von Ben Cartwright, Little Joe und Co., von Joey, Jim, Pete und dem Pferd oder von Rusty und Rip Masters mit seiner Soldateska waren nicht so vollständig, wie man sich harmonische Kernfamilien vorstellt, aber für den Seelenhaushaltssanierungsbedarf reichte es.

Mein Filmtherapeut hat mir eine Woche Berlinale verordnet, mit der Auflage, Tagebuch zu führen. Es ist einsehbar, nachlesbar, kommentierbar, abonnierbar unter www.filmekommentieren.wordpress.com.

Ein Resümee meines Berlinale-Berichts und einige Details aus meiner Fallakte möchte ich an dieser Stelle offenlegen und auch alle Gleichbetroffenen bitten, sich mit mir in einer Selbsthilfegruppe zusammenzuschließen.

DIE RITUALE

Nicht-Akkreditierte sitzen am Stichtag montags 10.00 Uhr vor dem PC und bestellen Tickets von Filmen, über die sie sich per www.berlinale.de/Programm kundig gemacht haben. Per Kreditkarte zahlen sie 12 Euro, drucken sich anschließend die Karten aus und fertig ist der Lack.

Andere stellen sich in Berlin an den Kartenverkaufstellen an. Ich habe nachgefragt. Der erste, Ulrich, hat vor dem linken Kartenhäuschen im Einkaufszentrum (also trocken und warm) übernachtet, die andere, erste auf der rechten Seite, wartete seit 6.00 Uhr auf die 9.00-Uhr-Lukenöffnung. Viel Engagement und Aufwand! Dabei war die Schlange kurz vor Verkaufsbeginn gar nicht mal so lang, ca. 30-40 FilmliebhaberInnen standen an.

Bei den Akkreditierten gibt es zwei Klassen: die Bedeutsamen mit ihren Business-and-Market-Badges, mit Promi- und Feinkostzugang und die Einfachen, die TicketansteherInnen.

Die Haifische mit den Goldzähnen, die Investoren, sieht man selten. Gelegentlich gönnt sich der eine oder die andere zwischen den Meetings eine Wurst am Imbissstand oder lässt sich mit Zigarette und Sektglas in der Hand vor dem Hyatt blicken.

Für die Simpelakkreditierten heißt es, Schlange stehen, um die kostenlosen Tickets zu ergattern. Ergattern beschreibt nicht korrekt den Vorgang - genauer gesagt: Tickets zu erstehen. Es gibt kein Gerangel am Ticketwühltisch. Alles geht seinen geordneten Gang. Dafür sorgen die rotschaligen Warteschlangenarrangeure. Sie choreographieren den Verlauf der Warteschlange, sorgen dafür, dass die Ecken der riesighohen Foyerhalle des Bombardiergebäudes (man könnte ca. zwanzig ihrer Loks übereinander stapeln) mit Wartenden ausgefüllt werden, um möglichst viele Filmpassionierte aus der morgendlichen, frostigen Berliner Kälte in die Halle zu holen. Die Wartezeit wird mit Planungen verbracht.

Da gibt es auch noch die Demoiselles in Schwarz und Burgundrot (oder Rosaviolett?). Sie weisen, wenn es denn so weit ist, auf freie Schalter hin, wo gleichzeitig gut erkennbar ein grünes Licht den freien Schalterplatz anzeigt.

Welcher Film? Wo? Welche Alternativen, wenn die begehrten Karten nicht mehr erhältlich sind? Weiterhin müssen Fahrzeiten, Kinosaalwechselzeiten eingeplant werden im „Scheddull“. Die Saaltüren schließen pünktlich und der Rechner akzeptiert keine Zeitüberschneidungen.

In der Folge der Tage werden die Gesichter der Anstehenden vertraut. Man spricht miteinander, tauscht Filmeindrücke aus, erzählt sich Filmplots und gibt Bewertungen ab. KollegInnen aus den Crews gruppieren sich, Nationalitäten finden zusammen.

Das Ticketcatching-Ritual endet um 8.30 Uhr mit den unter Beifall einziehenden KartenvergeberInnen. Die Schalter sind nun besetzt. Das babylonische Sprachengewirr verebbt, ebenso wie das Blätterrauschen der hin- und hergeschlagenen Programmheftseiten. Spannung. Welche Karten gibt es noch? Welche Vorstellung kann man vorerst knicken? Wenn der Wunschfilm ausfällt, ist es tröstlich, dass gerade bei der zweiten Wahl sich interessante, überraschende Filme ergeben, die man erst gar nicht auf dem Schirm hatte. Manchmal ist die Alternative bedeutsamer als das mit Erwartungen besetzte filmische Großereignis. Das war jedenfalls letztes Jahr so.

DIE ERÖFFNUNG

Der Berlinale Eröffnungsfilm ist „Isle of Dogs“ / „Ataris Reise“, ein typischer Film von Wes Anderson, dem Regisseur von „Grand Budapest Hotel“, Preisträger der Berlinale 2014. Typisch, weil - auch wenn Animationsfilm - viel Wert auf originelle Ausstattung gelegt ist und Welten ausgedacht und sichtbar gemacht sind, die vor Phantasie reichumstrotzen. Müllhalden, Industriebrachen, Bambuswälder, Laboratorien ...

Die Hunde aus der Megacity Megasaki sind krank, willentlich infiziert worden, wie man später erfährt, um einen Grund zu haben sie auszurotten. Per Seilbahn werden sie erstmal auf die Müllhaldeninsel verbannt, rudeln sich dort zusammen, durchkreuzen die Pläne des Bürgermeisters Kobayashi und bringen ihre Stadt Megasaki wieder ins Lot. Anspielungen auf faschistoide Systeme, Antisemitismus, Machtmissbrauch, ökologische Katastrophe, Fakenews, Hundekuchen, Schoßhündchen werden nicht übergangen.

Eine Verbeugung vor der japanischen (Film-) Kultur, mit Hinweisen auf Kurosawa, Hundewerbung und u.a. auf das bekannte New York Hochhausbaubild, wo die Arbeiter frühstückend in schwindelerregender Höhe auf dem Eisenträger sitzen. Ein Film, in dem es super viel zu entdecken gibt ... aber mir ging das alles zu schnell ... Da wollte ich schauen, die phantastischen Bilder genießen und schwupps war die Einstellung weg, verjagt von dem nächsten genial komponierten Szenenbild ... und schließlich musste ich ja auch noch Untertitel lesen! ... Für ein jüngeres Publikum, welches durch Computerspiele auf schnelles Wahrnehmen sozialisiert ist, wird der Film sicher Kult.

In der Reihe hinter mir verfolgten mit anhaltendem Gelächter, Dauerheiterkeitsausbrüchen und einer dem Film 100% wohlgesonnenen Haltung ein halbes Dutzend amerikanischer junger Männer die Gags, wobei schräges Hundegrimassieren bereits mit Lachern quittiert wurde. Und in der Reihe vor mir schmuste ein verliebtes junges Pärchen, das seine Liebkosungen nur unterbrach, um Cola zu trinken und sich Weingummi in den Mund zu schieben. Da kam ich mir in dieser Infantilgesellschaft verdammt alt vor.

DIE BEGEGNUNG

Endlich mal eine Premiere, im Berliner Palast, keine so große Leinwand, jedoch plüschige, rote, bequeme Sessel zum Reinfläzen, Reihe 25 bis 27. Bin früh da und es ist bereits Einlass, kein Schampus für 8 Euro plus (lieber nachher ein Pils im Spätkauf für 1,50), sofort zum Sitz, auch wenn es noch dreißig Minuten dauert, bis die beiden Regisseure und ihre Crew auf der Bühne vorgestellt werden. Anschließend kommt dann ihr Film, schwedisch: „Toppen av ingenting“ / „The Real Estate“ von Axel Petersén und Mans Mansson. Ich werde ganz aufgeregt, als ich Platz nehme, neben Eva Mattes, und habe die großartige Chance mich mit ihr länger zu unterhalten. Fünfzig Jahre ist sie im Filmgeschäft. Ihren ersten Auftritt hatte Eva Mattes mit 12 Jahren und mit 15 spielte sie in dem Film „ok“ von Paul Verhoeven mit. Sie erhielt mehrfach das Filmband in Gold, in Cannes den Preis für die beste Nebendarstellerin in „Woyzeck“, spielte in unglaublich vielen Film- und Theaterproduktionen (großer Erfolg in Hamburg mit „Stallerhof“ von Franz Xaver Kroetz).

Ich habe sie in eindrucksvoller Erinnerung aus vielen, vielen Filmen, vorwiegend Fassbinderfilmen, als Céleste in Percy Adlons Geschichte um die Dienerin von Marcel Proust und natürlich aus dem Film „Ein Mann wie Eva“, in dem sie Fassbinder verkörpert. Mit Margarethe von Trotta hat sie gedreht, mit Herzog (als er noch grandiose Filmideen hatte) und Vilsmaier... Ich war damals überrascht, sie, die Kunst- und Autorenfilmschauspielerin, auch in der Hollywood-Produktion „Duell-Enemy at the Gates“ zu sehen.

Eva Mattes hat viel zu erzählen, da passt es auch, dass sie eine Autobiographie geschrieben hat. Titel: „Wir können nicht alle wie Berta sein“ (wer ist Berta?). Derzeit tritt Eva Mattes, die sehr viele Hörbücher aufgenommen hat und inzwischen mit einem Preis für ihre Hörbucharbeit bedacht wurde, mit einem Liederprogramm und Lesungen auf.

DER GOLDENE BÄR

Ich hätte nicht erwartet, dass gerade der Film, „Touch Me Not“ von Adina Pintilie es zum goldenen Bären schafft. Es ist jedenfalls eine sehr mutige und richtungweisende Jury-Entscheidung. Der Film ist sicherlich der unkonventionellste und außergewöhnlichste Film des Wettbewerbs...und passt dann auch zur Diskussion um #metoo, wo es um ungewollte, ungewollte Berührungen und Schlimmeres geht.

Es ist nun vorbei, 28 Filme, die Zahl ist keine guinnessbuchmäßige Hochstapellei, sondern eine Bestandsaufnahme. Ich konnte mir interessante Filme aus Korea, Afrika, Südamerika, China usw. ansehen, mich mit anderen Lebenszusammenhängen und Kulturen beschäftigen und auseinandersetzen.

In den verschiedenen Berlinale-Sektionen wurden viele sehenswertere Filme gezeigt, von denen ich überzeugt bin, dass sie bei uns leider im Kino-Center nie zu sehen sein werden.

Sie entsprechen nicht dem Mainstreamgeschmack und der Profiterwartung der Kinobetreiber. Schade.

Mit ganz vielen Bildern im Kopf, einer Vielfalt erzählter Geschichten und mit der Möglichkeit andere Schicksale, Erzählformen, Stilmittel kennen zu lernen, die ich sonst nur durch Literatur oder aufwendiges Reisen kennen lernen könnte, und mit Schnupfen in der Nase komme ich wieder nach Hause.

Ich freue mich auf meine nächste Filmtherapiesitzung.

Eigentlich bin ich doch sehr zufrieden mit meiner Störung, der Bewegte-Bilder-Sucht.

ANMERKUNGEN:

- 1 ICD = International Statistical Classification of Diseases and Related Health Problems; DSM = Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders
- 2 Luxemburgismus: a faerdeg as de Lack = die Sache ist erledigt
- 3 Die Japaner im Film sprechen Japanisch, die Hunde Amerikanisch, letzteres wird untertitelt; gute Gelegenheit die Stimmen von Norton, Murray, Cranston (Breaking Bad), Greta Gerwig u.a. statt ihrer Synchronisation zu hören
- 4 „o.k.“ von Michael Verhoeven, ein Anti-Vietnamkriegsfilm von 1972, der kontrovers aufgenommen wurde, zu einer Kinobesetzung, Zensurvorwürfen, Abbruch der Berlinale und zum Rücktritt des Festivalleiters Alfred Bauer führte.
- 5 www.evamattes.com

ROMAIN ANTONY

1950 geboren in Luxemburg, Dipl. Psychologe i. R., war Leiter einer Erziehungs- und Familienberatungsstelle.

Nachdem die restlichen Beratungsmaterialien, Fachbücher, Tests, rentenbedingt im Kellerregal verstaubt waren, gab es für den passionierten Cineasten erneut Raum und Zeit Filme zu schauen, zu kommentieren (Blog: „filmkommentieren“), sie zu besprechen (so z.B. im Filmclub der VHS oder auf der Berlinale) und sich für Wahrnehmungen, Erlebnisse und Einstellungen zu interessieren, die Filme bei ZuschauerInnen auslösen können.

*Genesung
nicht in Sicht.*



WIE ICH ZUM LESEN GEFUNDEN HABE

VON RITA KUTSCHE

Bei uns zu Hause war lange Zeit, auch noch nach Kriegsende, Überleben angesagt. Geld und Zeit für Kinderbücher waren einfach nicht vorhanden. Es stand für mich meist viel Haushaltsarbeit auf dem Plan sowie das Aufpassen auf meine kleine Schwester, weil meine Mutter stets berufstätig war und mein Vater erst 1949 aus russischer Kriegsgefangenschaft kam. Damals war ich schon 10 ½ Jahre alt.

Für meine Einschulung Ostern 1945 waren wir zu spät aus der Evakuierung zurück und zudem war die Schule noch von Amerikanern besetzt. Weil zu diesem Zeitpunkt bei mir großes Interesse am Lesen erwachte, ging ich jeden Tag zu meiner künftigen Volksschule, kletterte dort außen auf die Fensterbank und schaute im oberen Drittel des Fensters (der untere Teil war aus Milchglas), in die erste Klasse. Dort war an der Längsseite eine Tafel angebracht, auf der dauerhaft alle Groß- und Kleinbuchstaben mit einem Bild versehen waren, z.B. ein F mit einem Feuer, ein V mit einem Vogel. Diese komischen Gebilde habe ich abgeschrieben und abends, wenn meine Mutter von der Arbeit kam, habe ich sie mit meinen Fragen bombardiert und so hat sie mir das Schreiben und Lesen beigebracht.

Als ich dann mit sieben Jahren eingeschult wurde, hat mich meine Lehrerin mehrmals gefragt, ob ich in Thüringen schon die 1. Klasse besucht hätte, und weil sie mir nicht glaubte, musste meine Mutter ihr schriftlich bestätigen, dass dies nicht der Fall war. Trotzdem beherrschte ich schon vollkommen die Druck- und Schreibschrift. Einfach alles, was mit Buchstaben und Wörtern zu tun hatte, faszinierte mich und so lernte ich ganz spielerisch und ohne Mühe. Ich liebte den Klang der aneinandergereihten Wörter. Jedes neue Wort war für mich als Sechsjährige ein Wunder, ein Lichtstrahl, wie Musik. Geradezu versessen war ich immer wieder darauf, neue Wörter bilden zu können. Wenn ich mich heute an die damalige Zeit erinnere, geschieht es mit Staunen, welche urwüchsige, wunderbare Freude das doch war. Im Moment kann diese Freude nur noch von klassischer Musik übertroffen werden.

So habe ich durch das frühe Lesen-Lernen auch entdeckt, wie herrlich es ist, in die Geschichten der Bücher abzutauchen und die Welt um mich herum zu vergessen.

Nach der Einschulung besuchte ich einige Jahre nachmittags einen von Nonnen geleiteten Kinderhort. Dort fand ich endlich meine ersehnten Bücher. Mein erster Fang war „Hanni und Nanni“, dann folgten „Appelschnut“ und „das Nesthäkchen“.

Mit zwölf Jahren durfte ich dann endlich mit dem Fahrrad meiner Mutter von Mönchengladbach Neuwerk zur Bismarckstraße in die Stadtbücherei fahren, wo sich heute mein geliebtes „BIS“ befindet. Dort hieß meine erste Errungenschaft, „Die Höhlenkinder“. Nach ungefähr zwei Jahren wechselte ich von der Kinder- in die Erwachsenenbücherei. Mit meiner Lehrerin, die meine Klasse acht Jahre begleitet hat, habe ich oft und gerne über meine Bücher gesprochen und wir haben uns dabei soweit angefreundet, dass sie später die Patin unseres ersten Sohnes wurde. Sie, Carola und mein kleiner Carlo feierten am 4. November Namenstag auf Carl Borromäus, dem Schutzpatron der Bücherfreunde. Bis zum Tod der alten Lehrerin, im Jahre 1978, haben wir Kontakt gehalten.

Sobald ich mit 15 Jahren etwas eigenes Geld verdiente, wurde ich Mitglied in einem Buchclub, und wenn die Bücher geliefert wurden, war es jedes Mal ein Festtag für mich.

Mit 23 Jahren wurde ich zum ersten Mal Witwe, mit einem fünf Wochen alten Sohn, ohne Fernsehen, Zeitung und Telefon aber mit 189 DM Rente für zwei Personen. Der kleine Carlo und die Bücher aus der Stadtbücherei waren mein einziger Trost. Die Bücher waren der einzige Zeitvertreib, den ich mir leisten konnte. So ging ich also zu Fuß von Neuwerk zur Bismarckstraße und deckte mich für vier Wochen mit Büchern ein, bei einer Leihgebühr für 10 Pfennig pro Exemplar. In dieser Zeit habe ich mir angewöhnt, möglichst alle Bücher eines Schriftstellers hintereinander zu lesen, sodass ich mit seiner Schreib- und Denkungsart vertraut wurde. Ich bedauere es immer sehr, nicht alle tollen Neuerscheinungen, deren gute Kritik ich auf WDR 5 höre, lesen zu können, das würde jeden Rahmen sprengen, denn neben Lesen sind auch noch klassische Musik und Bleistiftzeichnen meine Hobbys.

Als damals die Trödelmärkte in Mode kamen, habe ich dort viele Schätze preiswert erstanden, von denen ich heute noch zehre, überwiegend Sachbücher, aber ich liebe auch die bunte Mischung der alten Klassiker.

Heute ist es für mich sehr erfreulich, dass meine Söhne ebenfalls lesehungrige Gesellen sind, die im Vorschulalter komplett die Schreib- und Druckschrift beherrschten.

DREI LEBEN UND EIN TOD

VON ELKE ROOB

„UND DU BIST SICHER, DASS CLAUDINE UNS DABEI HABEN WILL?“ „ABSOLUT SICHER. SIE HAT HEUTE AM TELEFON ABERMALS BETONT, DASS WIR IHR EINE EMOTIONALE STÜTZE SEIEN.“

Eva kannte Claudine aus ihrem gemeinsamen Studienjahr in Paris, das nun schon etliche Jahrzehnte zurücklag, aber die Freundschaft hatte all die Jahre und trotz der Distanz zwischen Paris und Düsseldorf gehalten. Ich war Claudine nur einmal auf Evas 50. Geburtstag begegnet, aber sie war mir gleich sehr sympathisch gewesen. Sie hatte ein sehr gleichmäßiges Gesicht mit großen braunen Augen und war zierlich gebaut. In ihrer Argumentation wirkte sie jedoch sehr kraftvoll, und sie hatte sehr entschiedene Meinungen, vor allem im Bereich der Kunst, ihrem Lieblingsthema. So hatte ich Evas Vorschlag, unsere Frankreichreise mit einem Besuch bei Claudine in Paris beginnen zu lassen, sofort zugestimmt.

Und dann kam vor wenigen Tagen die Nachricht, dass Claudines langjähriger Freund und Geliebter Olivier mit 73 verstorben sei und die Beerdigung genau in die Zeit falle, die wir bei ihr in Paris verbringen wollten. „Wir brauchen keine schwarzen Kleider einzupacken, Olivier hat sich gewünscht, dass es auf seiner Beerdigung bunt zugehen solle.“

SO BEGANN UNSERE URLAUBSREISE ALSO DAMIT, DASS WIR AN DER BEISETZUNG EINES MANNES TEILNAHMEN, DEN WIR BEIDE ZU LEBZEITEN NICHT GEKANNT HATTEN.

Claudine machte einen recht gefassten Eindruck. Sie trug eine weiße Leinenhose und einen gelben Blazer und erzählte uns im Auto auf dem Weg zum Friedhof von Olivier und seinem Gartenhaus, wo er gewohnt und gearbeitet hatte und wo sie sich meistens getroffen hatten.

„Er war ein begnadeter Künstler; er hat gemalt, Skulpturen gemacht und gedichtet. Ich zeige euch nachher einige seiner Kunstwerke.“ Die Erinnerung an ihn und an die gute Zeit, die sie gemeinsam verbracht hatten, schien den Schmerz zu überlagern.

„Er war zwar 20 Jahre älter als ich, hatte aber die Energie und den Enthusiasmus eines Jugendlichen.“ Aus solchen Puzzle-Teilen entstand langsam ein Bild Oliviers vor meinem geistigen Auge.

Es war ein heißer, schwüler Augusttag, einer jener Tage, an denen die Pariser ihre Stadt gerne verlassen. Die Trauergemeinde traf sich am ausgehobenen Grab des Verstorbenen. Der Sarg stand daneben. Um ihn herum fast ein Dutzend Mönche, bekleidet mit ihren braunen Kutten. Sie umkreisten den Sarg mehrmals und besprengten ihn dabei mit Wasser. Dann trat ein Mönch ans Kopfende und sprach den Verstorbenen direkt an: „Nein, Olivier, keine Sorge, es ist kein Weihwasser, womit wir deinen Sarg benetzen, sondern Meereswasser. Wir wissen, wie sehr du das Meer geliebt und die Kirche schließlich gehasst hast. Fast zwei Jahrzehnte hast du in unserem Kloster und Orden gewirkt. Wir waren stolz und glücklich, dich in unserer Mitte zu wissen, aber deine Zweifel wurden immer stärker. Du warst zu aufrichtig, um mit ihnen weiterhin in unserem Kreis leben zu können. So tratst du dann nicht nur aus unserem Orden, sondern auch aus der Kirche aus. So sehr uns deine Entscheidung schmerzte, so sehr respektierten wir sie auch. Ruhe in Frieden.“ Abermals umkreisten die Mönche den Sarg, am Fußende machte jeder eine Verbeugung, berührte den Sarg mit der rechten Hand und trat dann zurück.

Eine fast 70jährige blondgefärbte Frau in einem weißen Stretchrock, der mindestens eine Handbreit über dem Knie endete, und rotem Bolero-Jäckchen nickte ihnen zu, als wolle sie sich bei ihnen bedanken. „Das ist seine Frau“, flüsterte Claudine, „und die beiden daneben, das sind seine Töchter“.

Eine davon sah aus wie eine Porzellan-Puppe. Ihr Alter war schwer zu schätzen, vielleicht so um die 30. Kunstvoll ondolierte braune Locken umkränzten ihr stark geschminktes Gesicht. Die Augen waren kräftig schwarz umrandet und der Mund knallrot. Das Auffallendste an ihr waren aber ihre Kleidung und ihre Haltung. Sie trug ein großgeblühtes Kleid, das in der Taille sehr eng geschnürt war, mit einem weiten Rock, als wenn ein Petticoat darunter wäre. Die kurzen pummeligen Beine steckten in weißen Söckchen und schwarzen Lackschühchen.

Als sie die Stelle des Redners einnahm, sah man, dass sie sich marionettenhaft bewegte und den Kopf nicht drehen konnte. Wollte sie zur Seite sehen, so drehte sie den gesamten Oberkörper.

„Marie hat von Geburt an eine seltsame Krankheit“, klärte Claudine uns auf. Man glaubte die hohe piepsige Stimme eines Kleinkinds zu hören, als sie anhub, ihren Vater als den besten Vater aller Zeiten und Welten zu loben. Sie pries seine Liebe, seine Toleranz, seinen Mut und seine Kraft. Wie er als frisch gebackener Familienvater eine Lehrerausbildung absoviert habe, um die Familie ernähren zu können. Wie er stets ein offenes Ohr für die Sorgen seiner Ehefrau und drei Kinder gehabt, sich immer Zeit für sie genommen habe. Natürlich erwähnte sie mit keinem Wort, dass er mit etwa 60 die Familie verlassen und in das Gartenhaus gezogen ist. Und sie verlor auch selbstredend kein Wort darüber, dass er von da an fast nur noch mit seiner Geliebten Claudine zusammen war.

Während sie noch sprach, näherten sich Akkordeon-Klänge, als trüge der Wind sie in Richtung Grab. Melancholisch-unwirklich, aber auch wunderschön. Dann sah ich einen jungen Mann in verwaschenen Jeans und kariertem Hemd - „Das ist sein Sohn“ -, der wie selbstvergessen zwischen den Gräbern spazierte und das Akkordeon nur für sich selber zu spielen schien. Erst als er neben seiner Porzellanpuppen-Schwester stand, ließ er das Instrument sinken, und beide verharrten eine Weile schweigend.

Der dritte Redner war ein Künstler-Kollege, der Oliviers Schaffenskraft, seine Neugier und Offenheit rühmte. Er sprach von Ausstellungen, Veröffentlichungen und Preisen.

Als er geendet hatte, wurde der Sarg ins Grab hinunter gelassen, jeder Trauergast warf eine Handvoll Erde drauf. Mit fester Stimme lud die Ehefrau zur Trauerfeier ins Gartenhaus ein.

„Und da willst du hingehen? Warum willst du dir das antun?“ Eva schüttelte ungläubig den Kopf. „Aber natürlich begleiten wir dich, wenn du meinst, diese Form des Abschieds sei für dich wichtig.“

Claudine sprach kaum noch, kommunizierte fast nur noch mit Gesten: Kopfschütteln, Nicken und Schulterzucken. Wie eine Schlafwandlerin dirigierte sie ihren Wagen durch den Pariser Verkehr, hupte viel und fluchte leise, während wir nicht nur wegen der Hitze schweißgebadet waren, als wir das Gartenhäuschen endlich erreichten.

Die Trauerfeier glich eher einer Vernissage. Die fröhlich gekleideten Gäste formierten sich zu kleinen Gruppen im Haus und Garten. Die Ehefrau und Kinder liefen mit silbernen Tablett umher und reichten Champagner und Canapés mit edelstem Käse, Pasteten und Kaviar. Eva und ich standen links und rechts von Claudine, die sich mit einer Hand am Klavier festzuhalten schien, während die andere das Champagnerglas umklammerte. Sie war bleich und wirkte, als ob alles Leben aus ihr geflossen wäre.

Auf ihren hohen Absätzen durchquerte die Ehefrau plötzlich den Raum und kam ohne Tablett auf uns zu. Sie umarmte Claudine, die völlig versteinerte, und flüsterte „Ich weiß, was du fühlst. Wir haben beide einen geliebten Menschen verloren“. Als sie Claudine aus ihrer Umklammerung wieder frei gab, ließ diese ihr volles Glas auf die Steinfliesen fallen und rannte aus dem Haus. Eva und ich beeilten uns, unsere Gläser auf dem Klavier bzw. einem Gartentisch abzustellen, und liefen ihr nach. Claudine schnaubte vor Wut und Empörung: „Wie kann sie es nur wagen ...“, wiederholte sie immer wieder. „Was erlaubt sich diese dreiste Person!“, wobei sie immer weiter rannte. Erst als endlich die Tränen kamen, hielt sie an und sank in Evas Arme.

Und dann weinte sie über die Schmach, dass nicht sie, sondern die verlassene Ehefrau in der ersten Reihe am Grab gestanden und Beileidsbekundungen entgegengenommen hat. Darüber, dass nicht sie, sondern die verlassene Ehefrau die Trauerfeier ausgerichtet hat, und zwar in dem Gartenhaus, das sie die letzten zehn Jahre nicht mehr betreten, jetzt dennoch geerbt hatte wie alles andere auch.

DARÜBER, WIE SCHMERZHAFT EIN NICHT
AUSGEFÜHRTER SAUBERER SCHNITT
SEIN KONNTE.

A close-up portrait of an elderly man with white hair and glasses, wearing a brown jacket over a light-colored striped shirt. He is looking slightly downwards and to the right. The background is a textured, light-colored wall.

DER KERZEN- KÜNSTLER

VON ELISE DONDER

Es soll ein ganz normales Interview werden. Wir (mein Mann, der zum Fotografieren mitgekommen ist, und ich) sitzen Herrn Schmitz gegenüber in seinem Wohnzimmer in der ersten Etage im Haus seiner Tochter.

Herr Schmitz, ein sehr gepflegt und rüstig aussehender älterer Herr im eleganten Anzug, wird bald 101 – kaum zu glauben.

Er bestätigt mir sein Alter, und ich stelle ihm einige Fragen zu seiner Ausbildung und Berufszeit und zu seinen Hobbys.

Er erzählt, dass er in der Krefelder Firma Michels & Kaufmann, der größten Weberei mit eigenem Atelier, und an der Krefelder Kunstgewerbeschule (nach dem Krieg „Werkkunstschule Krefeld“, heute ein Zweig der Hochschule Niederrhein) eine Ausbildung zum Dessinateur (heute würde man sagen „Designer“) gemacht und dann Krawattenstoffe entworfen hat.

Soweit der ordentliche Beginn des Interviews. Doch dann hält es uns nicht mehr auf dem gemütlichen Sofa. In der Wohnung des Seniors gibt es zu viel zu bewundern, um sitzen zu bleiben.

Da hängen gerahmte Musterbeispiele von edlen seidenen Stoffen, die er in seiner Berufszeit entworfen hat.

Da steht die Konzertgitarre. Früher, sagt er, habe er klassische Gitarrenmusik gespielt, doch die schwere Fingerarbeit sei ihm heute nicht mehr möglich.

” *Man bekommt nichts geschenkt, ohne etwas herzugeben!*

Jetzt begleite er noch regelmäßig mit der Gitarre ein offenes Singen im Altenclub „Em Cavenn“ in Krefeld-Linn. Ähnlich ist es mit den zuvor geliebten weiten Wanderungen. Heute kann er nur noch kleine Wege machen.

Ich wollte Kerzen machen, die noch keiner gemacht hat! ”

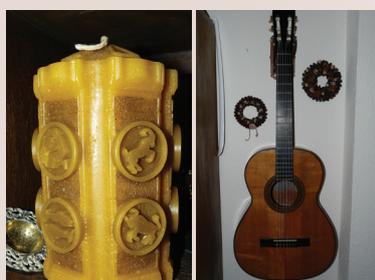
Themen seines Lebens finden sich vor allem in seinen Kerzen, die die Wohnung schmücken. Nach seiner Pensionierung begann er mit dem ausgefallenen, aufwändigen Hobby. „Ich wollte Kerzen machen, die noch keiner gemacht hat“, erklärt er zu den Exponaten, die uns schon die ganze Zeit ins Auge fallen. Auf dem Wohnzimmer-schrank prangt eine honiggelbe Kerze mit Notenschlüsselreliefs, eingerahmt von zwei pyramidenförmigen, geometrisch anspruchsvoll strukturierten Kerzen, die laut Auskunft des Künstlers am allerschwierigsten zu gießen waren. Siebzehn Güsse waren erforderlich!

Herr Schmitz öffnet für uns seinen Kerzenschrank, und der ist wahrhaftig ein kleines Museum: Neben traditionellen Dekors wie dem Krefelder Stadtwappen, Sternkreiszeichen oder antiken Weinranken mit Weinkelchen und der Schrift IN VINO VERITAS, neben einer Kerze mit Lyramotiv oder einer stattlichen Hommage an den Seniorenclub EM CAVENN gibt es kühle, strenge moderne Formen, die an den Bauhausstil erinnern.

Für all diese Werke war es notwendig, die Gießformen selbst zu entwerfen, herzustellen und damit Kerzen in eigenen Farbkompositionen zu gießen, und das nicht zu kommerziellen Zwecken. Der Künstler hat die Kerzen zu Weihnachten oder zu besonderen Geburtstagen verschenkt und nebenbei seine eigene Sammlung angelegt. Natürlich sind alle zu schade zum Anzünden. In drei Ausstellungen wurden die Kerzen gezeigt. Die lokale Presse berichtete darüber.



Auf einem Tisch hat Herr Schmitz Werkstücke arrangiert, die zum Herstellen seiner Kerzen gebraucht werden. Dazu gehören jeweils eine Zeichnung, ein Modell (gesägt, gefeilt, geschnitzt oder modelliert), positiv, - dieses ist stets ein Kunstwerk für sich -, dann eine Gießform aus Silikon, negativ, die dann die Kerze wieder als positives Endprodukt hervorbringt. Es ist nichts nachträglich an die Kerzen angebracht worden, sondern alles durch Gießen entstanden. Unbedingt erwähnt werden sollte auch, dass die Dekorteile auf dem Modell, Bilder wie Buchstaben, konisch



ausgerichtet sein müssen, um ein späteres Ablösen des Wachsmaterials von der Form zu optimieren. Lange hat der Künstler mit dem Werkstoff Wachs experimentiert, bis er einen Weg fand, den Blasenwurf bei der Abkühlung zu verhindern. Hierzu benutzt er Stücke von Metallrohren, die in das heiße Wachs eingelassen werden.

Mein Mann zählt die Berufe auf, die der Kerzenkünstler in sich vereinigen muss: Designer, Formenmacher, Färber und Gießer.

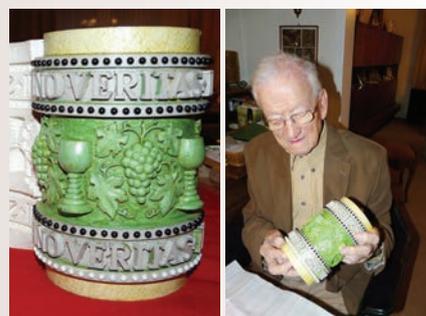
Die Herstellung einer Kerze in all diesen Arbeitsschritten ist, wie Herr Schmitz uns versichert, eine Arbeit von Wochen! Die Leute, die zu den Ausstellungen kamen, konnten das wohl nie einschätzen. Bis auf den Besucher, der noch lange ganz allein vor einem Exponat stand, eine Zeitlang schwieg und dann sagte: „Verdammt noch mal, da steckt Arbeit dahinter!“

Da steckt Arbeit dahinter! ”



Wertschätzung des Gewesenen und des Jetzigen! ”

Seit einiger Zeit fertigt Herr Schmitz keine Gießformen und Kerzen mehr an. Auch das hat er hergegeben. Doch er freut sich an dem Gebliebenen. Man bekommt ja immer etwas Neues geschenkt. Wertschätzung des Gewesenen und des Jetzigen. Er betrachtet es als Gnade, so rüstig im Alter zu sein. Ein Rezept kann er dafür nicht geben. Vielleicht kann ich es aber ahnen.



Als wir die Treppe von seiner Wohnung wieder hinuntergehen, werden wir nochmals an Stationen seines Lebens erinnert. Oben im hellen Treppenhaus hängen, gerahmt, wertvolle Krawattenstoffmuster, gefolgt von kleinen Bleistiftstudien von Frauenfiguren, alles überragt von einem großen Portrait des Bamberger Reiters, einer Kohlezeichnung, die ich für ein Foto gehalten hätte. Herr Schmitz hat sie in seiner Studienzeit in nur drei Tagen angefertigt, hat sich damals schnell dieser Aufgabe, einen bewunderten Helden darzustellen, entledigt.

Stolz ist er auf seine kritische Haltung während der Nazizeit. Er habe, Gott sei Dank, nicht mehr an die Front gemusst.

Ein bemerkenswerter Mensch. Er konnte sein Leben lang künstlerisch tätig sein. Er hat seine Begabung genutzt, und sie hat ihm Zufriedenheit geschenkt.

DER VAMPIR
WENDEKREIS DES KREBSSES
STATION 01

der vampir saugt blut in das röhrchen
zapft die reserven an, die energie
ich habe genug, ich habe noch

MIT SAHNE
WENDEKREIS DES KREBSSES
STATION 02

Während der Chemotherapie kann sich u.a.
der Mund entzünden. Salbei-Öl oder
Rahmspülungen können die
Beschwerden lindern.

mit sahne das leben versüßen
den mund spülen mit rahm
hin und her bewegen, schlucken
oder nicht?

FROST
WENDEKREIS DES KREBSSES
STATION 03

frost auf den gräsern, pudierzuckerfrost
filigrane girlanden auf grünem grund
ich greife, greife nach dem neuen
nach der frische, nach dem zerbrechlichen
atme die luft ein
ich sage: „ja“

VORBEI
WENDEKREIS DES KREBSSES
STATION 05

ist alles hell?
nein, finster ist mein herz
morgen
ist es vorbei

ANSTOSS
WENDEKREIS DES KREBSSES
STATION 06

wo, sind meine flügel gegen schwere
gegen schwermut?
ich habe sie verlegt
sie sind verlorengegangen
hängen mal wieder
an der garderobe im himmel
zeit für einen euro
und ein stoßgebet
gen firmament

SO EIN TAG
WENDEKREIS DES KREBSSES
STATION 07

war das nur ein tag?
ich hoffe es
ich hoffe es sehr
es ist anstrengend so zu sein
sich so zu fühlen
niederschmetternd ist das bessere wort
aber es geht
aber es geht noch

HIN UND ZURÜCK
WENDEKREIS DES KREBSSES
STATION 04

die augen schließen
sich anschauen
sie anschauen
fremdes sehen
fremde, mit abrasiertem haar
mit weißlich durchschimmernder haut
lange
fremd, dieses gesicht des toten clowns
mein unbehaarter kopf wird lang und länger
fremd und fremder
bin ich ich?
war ich das?
bin ich das auch?
bin ich das noch?
meine augen möchten sich schließen
sich ausruhen von den blicken des fremden
der staunenden menge
sie schauen, schauen weg
und denken: oh ja!
ich habe verstanden
und ich verstehe

KREBSSES

14 STATIONEN VON ANNEMARIA FUCHS

GEHEN
WENDEKREIS DES KREBSSES
STATION 08

gehen, aufstehen
langsam, einen schritt
und noch einen
richtung heilung

ICH SCHREIBE
WENDEKREIS DES KREBSSES
STATION 09

ich schreibe alles weg, alles weg von mir
der unbekante, die unbekante, das unbekante
machen angst, manchmal
- nicht immer - so stark wie jetzt

DER VORHANG
WENDEKREIS DES KREBSSES
STATION 10

der vorhang, der schwere
der vorhang, der schwarze, ist zu
ich habe ihn zugezogen
heute
einen tag

DAS GIFT
WENDEKREIS DES KREBSSES
STATION 11

das gift fließt
fließt durch meine adern
langsam, langsam kriecht es
durch meinen körper
den ganzen
von kopf bis fuss
nägel, haut, darm, nase
überall ist es
überall ist gift
ich trinke es weg
wasser tut gut
macht frisch und neu

SICH ÜBERGEBEN
WENDEKREIS DES KREBSSES
STATION 12

sich übergeben, dem schicksal
den menschen
das kranksein
in ihre und in meine hände legen
sich verlassen auf sie, auf mich
sich verlassen auf heilung
so ist es, so ist es gut

SITZEN
WENDEKREIS DES KREBSSES
STATION 13

hier sitzen
eine ewigkeit
ewigkeiten
immer länger
tag für tag
es geht vorbei

DU
WENDEKREIS DES KREBSSES
STATION 14

du bist scheinbar ruhig
ganz ruhig, warum scheinbar?
warum bist du nicht offensichtlich
voller zweifel? voller zerwürfnis?
ich weiß es
und du? und du?

EIN LANDVERMESSER

VON GEORG OPDENBERG

Ich wäre gerne Archäologe geworden.

Aber die schulischen Noten sprachen eine ganz andere Sprache. C. W. CERAMs „Götter, Gräber und Gelehrte“, der Gewinn meines Großvaters bei einer Tombola im Pfarrheim, war mir bestens bekannt. Aus einer alten Ausgabe von Gustav Schwabs „Sagen des klassischen Altertums“ schrieb ich alle Götter und Halbgötter heraus und kannte bald alle auswendig. Aber die unregelmäßigen Verben, ganz gleich, ob in Englisch oder Latein, konnte ich mir nicht merken. Meine Lehrer legten meinem Vater nahe, dass es besser für mich sei, die Schule zu verlassen, um einen praktischen Beruf zu erlernen.

A Iso begann ich eine Lehre bei einem Landvermesser in unserer Nachbarschaft. „Dann kommt der Junge an die frische Luft und der malt auch so gern“. Meine große Hoffnung war, bei irgendeiner Ausgrabung dann vielleicht auch einmal dabei zu sein, denn dort, das wusste ich, wird auch vermessen. Mein Chef hatte langes schlohweißes Haar, trug einen Lodenanzug und derbe braune Schnürschuhe und war fast 70 Jahre alt. Er hatte den Beruf und das Büro schon von seinem Vater übernommen und war so sehr Landvermesser mit Leib und Seele, dass ihn seine Schwester, die das Büro leitete, montags immer in seinem Arbeitszimmer einschließen musste, bis er die aufgelaufenen Rechnungen geschrieben und unterschrieben hatte. Meine Aufgabe als jüngster Lehrling war in erster Linie die eines Messgehilfen. Ich musste die Fluchtstäbe tragen, das Messband bei der Null anhalten und die Grenzsteine an den neubestimmten Grenzpunkten setzen.

In der Frühe, bevor es auf den Acker oder die Baustelle ging, musste ich die fertiggestellten Lagepläne lichtpausen, um sie dann mit Aquarellfarbe, die in kleinen Schnapsgläsern angerührt wurde, zu kolorieren, und an Wintertagen versorgte ich die Ölöfen, die in jedem der einzelnen Zimmern der kleinen Wohnung standen. Das Einzige, was hier mit Strom betrieben wurde, war die Schreibtischlampe.

In diesem Büro wurde Sparsamkeit großgeschrieben. Jedes Papierchen, und sei es noch so klein, wurde noch verwendet. Berechnungsformulare wurden mit Bleistift ausgefüllt und erst dann, wenn alles richtig ausgerechnet war, mit dem Tintenfüllfederhalter ins Reine geschrieben. Wer glaubte, der Bleistiftstummel sei zu klein, um damit noch ordentlich schreiben oder zeichnen zu können, musste ihn erst abliefern, um einen neuen zu bekommen. Mein Chef verlängerte den Stummel dann mit einem zusammengerollten kleinen Stück Papier, um ihn dann weiter zu verwenden.

Für mich wurde er zum Archetypen eines Landvermessers, auch wenn er von zierlicher Gestalt war. Und er brauchte nicht viel, um zu vermessen. Ein Bündel von diesen langen, rotweißen Fluchtstäben, ein Messband und zum Winkelnehmen ein kleines Glasprisma, das er zugleich mit der Lotschnur zwischen Daumen und Zeigefinger fasste. Wenn er dies vor sein Auge hielt, sah man auch, dass der Ärmel seiner Jacke ein wenig ausgefranst war. Wenn nicht mehr genug Flaschen im Wagen waren, die als unterirdische, unverwesliche Sicherung für die Grenzsteine verwendet wurden, suchte ich einige im Straßen Graben. Und wenn zusätzlich noch ein Grenzstein gebraucht wurde, lief ich die Ackerfurchen ab oder stocherte in kleinen Gebüschchen am Feldrand nach Steinen, die versehentlich irgendwann einmal heraus gepflügt worden waren. Grenzsteine kosten schließlich viel Geld. All das hat mich sehr geprägt.

Knapp zehn Lehr- und Wanderjahre später stand ich, mittlerweile selbst ein Landvermesser in städtischen Diensten, vor der Aufgabe, eine gut ein Dutzend Hektar große Flur, bestehend aus Äckern, Wiesen, Waldstücken, Gräben und Wegen zu vermessen. Die Unterlagen für diese Fläche waren fast alle gut 150 Jahre alt. Sie stammten aus der Urvermessung, also einer Zeit, in der man noch in preußischen Ruten und Fuß und mit hölzernen Messlatten gemessen hatte. Mit Grenzsteinen war man in der Zeit sehr sparsam umgegangen, denn Naturstein kommt hier am Niederrhein nur als Kiesel vor. Alles andere musste importiert werden, aus Namur in Belgien der Blaustein, Basaltsäulen aus der Eifel und Trachyt vom Drachenfels. Damals musste jeder Eigentümer

RMESSE

die Grenzen seines Grundstücks, in Absprache mit den Nachbarn, noch selbst, unverweslich, das heißt mit Steinen, markieren und nicht mehr, wie oft vorher, mit Holzpfählen oder markierten Bäumen.

In den Waldstücken, in denen es kaum Bodenbewegungen gab, nahm man aus Mangel als Grenzstein häufig kopfgroße Kiesel, die mit drei kleinen Kieseln, im Dreieck gelegt, unterirdisch noch gesichert wurden für den Fall, dass der Stein doch irgendwie abhanden kam. Auf den Äckern wurden oft Gebäudefragmente wie Fensterbänke oder Artverwandtes zur Sicherung der Grenzpunkte verwendet, aber auch schon einmal ein in Stücke geteilter nicht fertiggestellter Grabstein oder die Bruchstücke eines Mühlsteins. Vereinzelt fand ich auch hierfür extra gleichmäßig rundum behauene etwa 50–70 cm lange Steine, die mit Initialen oder Hausmarken gekennzeichnet waren. Diese stammten noch aus einer wesentlich älteren Zeit.

An Stellen, an denen mehrere Grenz-
furchen zusammenstießen, lagen, wie zu einem kleinen Grenzhügel zusammengetragen, oft mehrere Grenzsteine oder Grenzsteinfragmente. Und beim Graben fanden sich oft auch noch Steine darunter. An den Bodenverfärbungen sah man auch, ob der Ur-Stein noch an seiner ursprünglichen Stelle stand. An den Scherben, die beim Pflügen ans Tageslicht hoch geholt worden waren, konnte man ablesen, dass es eine uralte Kulturlandschaft war, die ich neu aufnahm und versuchte nach Maß und Zahl zu fassen und zu dokumentieren.



Es fand sich alles, was vor Jahrhunderten zusammen mit dem Mist vom Hof als Dünger auf den Acker gebracht worden war, von mittelalterlicher Siegburger Keramik mit ihrem typischen Wellenfuß bis hin zu der blauglasierten Bunzlauer Keramik, wie die Tontöpfe, in denen meine Großmutter die „Schnibbelsbohnen“ eingelegt hatte. Die ehemaligen Grenzverläufe zwischen den oft noch nassen Wiesen und den Niederwaldflächen mit alten gescheiterten Sträuchern und Bäumen zeigten noch Zaunpfähle an. Auch hier wie bei den Grenzsteinen wurde Altes neu wiederverwendet. Fachwerkbalken dienten als Zaunpfosten, die von alten Scheunen und Häusern erzählten, die schon lange nicht mehr standen. Zapflöcher und Kerben zeigten noch, an welcher Stelle sie ursprünglich verbaut worden waren, als Ständer, Riegel oder Strebe. Gegen Ende der Messung, die Felder waren abgeerntet, die Grenzsteine alle gesetzt, und die Landwirte bereiteten sich schon vor, die Äcker neu zu pflügen, sah ich am Horizont, wie ein Bauer mit einem mannshohen hölzernen Zirkel eine Ackerfurche gemessenen Schrittes ausmaß.

Er hat ihn, so erzählte er mir später, schon vor vielen Jahren gebaut, genauso wie schon sein Vater und sein Großvater. Solch ein Gerät, einen Feldzirkel, kannte ich bisher nur aus mittelalterlichen Buchmalereien, als Attribut der Geometrie im Kreis der sieben freien Künste.

Fraglos war ich bei dieser Messung auch ohne großes Latinum und Altgriechisch zu einem Archäologen geworden.

SCHUL KINDER SPEISUNG

*zwischen Ende des Zweiten Weltkrieges
und der Währungsreform*



Schulkinderspeisung in der Stadt Mönchengladbach

VON GEORG NOWAK

Die Sirenen sind verstummt.
Der Bombenhagel ist vorbei.
Aufatmen. Statt Endsieg
bedingungslose Kapitulation.
Am 08. Mai 1945 beginnt eine
neue Zeit.

Im Westen Deutschlands bilden die Siegermächte USA, Großbritannien und Frankreich die Tri-Zone¹, aus der 1949 die Bundesrepublik Deutschland wird. Die Evakuierten und die ersten Kriegsgefangenen kehren heim. Flucht und Vertreibung wirbeln die Menschen durcheinander. Sie strömen vorwiegend nach Westen. Die Städte sind zerstört. Die Wohnungsnot ist immens.

Die Deutschen müssen zusammenrücken. Es fehlt an allem. Zu den staatlich festgelegten Preisen können und wollen die Händler die noch vorhandenen Waren nicht anbieten, weil die Reichsmark stetig an Wert einbüßt. Die Lebensmittelkarten verlieren ihre Bedeutung angesichts der leeren Regale in den Geschäften. Selbst die Grundnahrungsmittel Brot und Kartoffeln reichen nicht, um satt zu werden. Wer nicht in der Lage ist, Schwarzmarkt-Preise zu zahlen, muss hungern oder aufs Land fahren, um zu hamstern. Silberbestecke, Goldketten, Ringe und Teppiche wechseln ihre Besitzer gegen Eier, Speck, Gemüse und Kartoffeln.

Im Hungerwinter 1946/47 sterben Tausende Deutsche an Unterernährung und durch Erfrieren. Die Kohle, die im Ruhrgebiet gefördert wird, rollt vorwiegend nach Frankreich. In den Parkanlagen werden bei Nacht und Nebel Bäume gefällt zum Heizen der Wohnungen. Im Bunten Garten in Mönchengladbach und im Schmölderpark in Rheydt werden ganz offiziell Gemüse und Kartoffeln angepflanzt.

Die Kinder in den städtischen Ballungszentren – ganz besonders im Ruhrgebiet – sind so unterernährt, dass die Britische Militärregierung ab Februar 1946 in ihrer Besatzungszone eine Schulspeisung für die Kinder aller Schulformen einführt. Die Nahrungsmittel kommen aus Armeebeständen und aus Spenden. In Nordrhein-Westfalen erhalten somit Schulkinder an den Schultagen, das ist damals auch der Samstag, wenigstens eine warme Mahlzeit.

*Georg Nowak, Walter Elschenbroich
und Gertrud Grins erinnern sich an eine
außergewöhnliche wie generöse
Maßnahme der Siegermächte.*

1947 wurde ich mit sieben Jahren eingeschult. Das war das berüchtigte Mais-Jahr. Zur Versorgung der Zivilbevölkerung mit Nahrungsmitteln hatten die US-Amerikaner die Lieferung von Brotgetreide geplant. Deutsche Verwaltungsstellen hatten als geeignetes Getreide Roggen angegeben. Durch den Fehler eines Übersetzers, der Roggen mit „corn“ und nicht mit „rye“ übersetzte, kamen in kurzer Zeit Schiffsladungen mit Mais nach Deutschland, denn „corn“ bezeichnet Mais im Englischen. In unseren Bäckereien gab es nun Maisbrot, was, gelinde ausgedrückt, nicht besonders schmackhaft war. Dieses Brot wurde in den Städten nur gegessen, um nicht zu verhungern.

Alles, was man zum Überleben brauchte, konnte man bis Kriegsende gegen Reichsmark kaufen, wenn man die zum Erwerb benötigten Bezugskarten besaß, die in den einzelnen Stadtteilen in unterschiedlichsten Lokalen (auch Kneipen) von deutschen Amtsstellen an festgelegten Tagen ausgegeben wurden.

Für Lebensmittel gab es Lebensmittelkarten mit aufgedruckten Marken, wobei jede Marke einen Artikel mit der genehmigten Gewichtsmenge auswies. Die Marken wurden ausgeschnitten und beim Einkauf im Geschäft abgegeben. Auf großen vorgedruckten Bögen mussten die Marken in den Geschäften mit Wasserglas² aufgeklebt und an Kontrollstellen abgeliefert werden. Nun waren die Lebensmittelkarten nach einem Mindestbedarf an Kalorien den einzelnen Bevölkerungsgruppen zugeordnet. Die Gruppen, die mir aus meiner Kindheit noch in Erinnerung geblieben sind, unterschieden sich nach Frauen, Männern und Schwerstarbeitern. Wir Kinder mussten laut Karten mit den wenigsten Kalorien auskommen. Nach Kriegsende wurde die Versorgungslage dramatisch schlechter, so dass man selbst mit Reichsmark und Karten die gewünschte Ware nicht immer bekommen konnte. Vor den Geschäften bildeten sich vor dem Öffnen der Läden lange Warteschlangen. Häufig wurden wir Kinder in die Menschenschlange gestellt mit der Mahnung, uns nur ja nicht von rücksichtslosen Erwachsenen verdrängen zu lassen. Das ging aber nur, wenn wir gerade keinen Unterricht hatten. Derweil gingen die Mütter nach Hause, um zu kochen, denn das Gas war nur eine kurze Zeit gegen Mittag verfügbar.

¹ Unvergesslich ist uns das 1948 von Karl Berbuer komponierte Lied „Wir sind die Eingeborenen von Trizonesien ...“.

² Wasserglas ist flüssiges Kalium-/Natriumsilikat, das auch als Klebemittel verwendet wird und nach dem Aushärten (Verdunsten des Wassers) nicht mehr löslich ist. Aufgeklebte Marken konnten später nicht mehr abgelöst werden.

Die miserable Versorgungslage führte zur Unterernährung der Kinder. Sie wurden anfällig für ansteckende Krankheiten wie Tuberkulose, Typhus, Diphtherie, Lungen- und Rippenfellentzündung. Dazu kamen noch die üblichen Kinderkrankheiten wie Masern, Keuchhusten, Windpocken. Gegen Kinderlähmung war noch kein Impfstoff erfunden.

Lebensrettende Medikamente und Impfstoffe fehlten. Penicillin gab es nur in den USA und für die amerikanischen Truppen.

In Anbetracht der oben geschilderten Verhältnisse, führten die Briten in der von ihnen besetzten Zone die Schulspeisung ein. In stählernen Thermokesseln wurden Milchsuppen, Erbsensuppe aus Erbsmehl und Kakao angeliefert, die in den Truppenküchen zubereitet wurden. Die Anlieferung erfolgte mit Militärlastwagen.

In Mönchengladbach waren die Schulen nach Konfessionen getrennt, lagen aber in den Stadtvierteln nahe beieinander. In unserem Viertel war die Distanz ca. einhundert Meter. Aus Raumnot, durch Kriegsschäden bedingt, hatten wir sog. Wechselunterricht, nämlich eine Woche vormittags und die nächste Woche nachmittags. Pro Schule musste also zweimal angeliefert werden und die leeren Behälter von der Nachmittagslieferung wurden abends abgeholt. In der Rückschau war die Versorgung durch die britischen Truppen eine logistische Meisterleistung.

Mein Jahrgang kam nun von Anfang an in den Genuss der Schulspeisung. Unsere Lehrerin hatte den Inhalt des Thermobehälters durch die Anzahl der Schüler geteilt und so die Größe der Suppenkelle ermittelt, die erforderlich war, damit eine gerechte Verteilung des Essens erfolgen konnte. Sie forderte uns auf, zu Hause nachzufragen, wer eine solche Kelle jeden Tag mit zur Schule bringen könnte. Wir hatten ein solches Gerät aus Aluminiumguss, beste Vorkriegsware, aus der Aussteuer meiner Mutter. Unter der Bedingung, dass sich niemand sonst aus unserer Klasse melden würde, durfte ich unsere Suppenkelle jeden Tag zur Schule mitnehmen. Und so geschah es, dass ich auch die Verteilung der Suppe übernehmen musste. Ingeheim war ich auch froh darüber, auf dem Schulweg bei Raufereien ein äußerst wirksames Verteidigungsinstrument bei mir zu haben. Es waren raue Zeiten!

Die Suppenkelle ist bei der Haushaltsauflösung meiner Eltern nicht entsorgt worden. Sie existiert noch in einem Umzugskarton auf dem Speicher. Zu viele Erinnerungen sind damit verbunden. Die bei uns Kindern beliebten Suppen auf Milchbasis mit viel Zucker sind nicht vergessen. Irgendwann werden unsere Kinder, bei der Auflösung unseres Haushaltes, den Kopf schütteln über den alten Krempel, den wir aufgehoben haben. Vielleicht erläutert diese Geschichte ihnen dann, dass das Aufheben von manch altem Gegenstand mit Erinnerungen und Dankbarkeit verbunden war an eine längst vergangene Zeit, die von persönlicher Armut geprägt war.

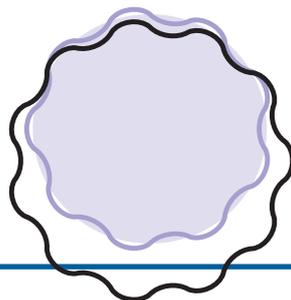
Schulkinderspeisung in der Dorfschule in Arsbeck

VON GERTRUD GRINS

Ich wurde im April 1946 eingeschult. Schon ab Februar 1946 wurde für die Schulkinder der Volksschule Arsbeck die Schulspeisung eingeführt. Es durften nur die Schüler von 6 bis 16 Jahren teilnehmen. Dafür musste wöchentlich eine Reichsmark bezahlt werden.³ Die Kindergartenkinder gingen leer aus. Das Essen wurde in der Waschküche der Vikarie – davon stehen heute nur noch ein paar versteckte Mauerreste – zubereitet. Verantwortlich war Schwester Pauline, eine der Nonnen, die damals dort ihr Domizil hatten. Vier Jungen aus dem achten Schuljahr holten das Essen mittags ab. Sie trugen es in zwei Einkochapparaten den kurzen Weg bis zur Schule und verteilten es dort. Löffel und Essensnäpfe mussten wir von zu Hause mitbringen. Es waren verbeulte Armee-Essgeschirre aus Aluminium, Emailletassen oder Essensträger, die bei uns Knibbel hießen. Einfache Weißblechdosen erfüllten den gleichen Zweck. Sie waren an zwei gegenüberliegenden Stellen durchbohrt und hatten ein Seil oder einen Draht als Henkel, um sie besser tragen zu können, besonders wenn die Suppe noch heiß war.

Der Hunger von uns Dorfkindern war aber nicht so groß, dass stets alle aßen, was ausgeteilt wurde. Es gab eine Biskuit-Suppe – dick, süß, – die war beliebt.

³ Nach der Währungsreform wurden 0,15 DM je Portion erhoben.



Vom Kakao hätten wir gerne mehr gehabt. Wenn es „Grießmehlsuppe“ gab, wunderten wir uns über den seltsamen Geschmack, wahrscheinlich war sie aus Maisgrieß zubereitet worden. Enthielt der süße Brei Rosinen, löffelten wir zufrieden bis das Gefäß leer war. Die Rosinen haben die Burschen, die für den Transport zuständig waren, teilweise herausgefischt, gestand mir einer der Beteiligten. Gab es dagegen Erbsen- oder Bohnensuppe, aßen nur wenige mehr als ein paar Löffel davon. Sie roch unappetitlich, schmeckte wässrig und war oft angebrannt. Aber niemand wäre auf die Idee gekommen, das Essen wegzuschütten. Wir nahmen die Reste mit nach Hause. Was die Erwachsenen dann nicht verzehrten, landete im Schweinetrog. Denn Familien, die einen Schuppen oder Stall hatten, mästeten ein Schwein, zogen Kaninchen groß, hatten ein paar Hühner, Ziegen oder Schafe. Nachmittags schickte man uns Kinder los, um Kaninchenfutter am Wegesrand zu schneiden. Andere mussten Schafe hüten oder Rüben vereinzeln. Wir trafen uns zum Heidelbeerpflücken oder beim Ährenlesen. Waren die Esskastanien reif, lasen wir sie am Dalheimer Kloster auf. Am Alde Berg wurden Bucheckern gesammelt, am Bruchrand und der Eisenbahnböschung pflückten wir Brombeeren. Frau Grundey, sie war mit ihren Kindern aus Schlesien vertrieben worden, kannte sich mit Pilzen aus, sie lehrte mich, Steinpilze und Maronen zu sammeln. Rasenflächen wurden zu Nutzgärten. Jedes Fleckchen Erde wurde intensiv genutzt.

Schulkinderspeisung in Wickrathberg

VON WALTER
ELSCHENBROICH

Walter Elschenbroich erinnert sich ebenfalls an die Schulspeisung in seinem Heimatort. Er lebte in Wickrathberg, ein zur Gemeinde Wickrath gehörendes Dorf, das im Verlauf der kommunalen Neugliederung am 1. Januar 1975 in die Stadt Mönchengladbach integriert wurde.

Dort besuchte er die damals noch zweizügige Volksschule. Die Schulkinder waren altersgemäß auf zwei Klassen verteilt, die nach Schuljahren getrennt, vom Lehrer unterrichtet wurden. Für die zahlreichen schulpflichtigen Kinder wurden die Zutaten für die Schulspeisung an den Metzgermeister des Dorfes geliefert, der die notwendigen Einrichtungen zum Kochen besaß. Für die Anlieferung des fertigen Essens wurden jeweils zwei Jungs des letzten (achten) Schuljahres delegiert, die die Aufgabe hatten, das Essen zur festgesetzten Zeit beim Metzger abzuholen. Mit einer auf einer einfachen Handkarre stehenden Tonne wurde das Essen angeliefert und von der Frau des Metzgermeisters an die Schüler verteilt. Die schmackhaften süßen Milchsuppen blieben in guter Erinnerung. Auch die weniger beliebten Eintöpfe fanden ihre Abnehmer, man hatte ja schließlich Hunger. Am beliebtesten waren jedoch die leider seltenen Beigaben, wie eine Orange oder ein Riegel Schokolade.

Nach der Währungsreform in der Tri-Zone am 20. Juni 1948 verbesserte sich die Versorgungslage der Bevölkerung zusehends, deshalb wurde die allgemeine Schulkinderspeisung eingestellt. Das ist nun 70 Jahre her.



***Geblieben ist meiner
Generation die
Erinnerung daran,
was es bedeutet,
hungrig ins Bett
zu gehen.***

***Wir können kein Brot
wegwerfen, hadern mit
Mindesthaltbarkeitsdaten
und verwerten Essens-
reste nach Möglichkeit
vollständig selbst.***

***Das Lächeln der
Nachgeborenen nehmen
wir gelassen in Kauf.***

GERTRUD GRINS



SPUREN SUCHE

VON GEORG NOWAK

Lieber Erhard!

Wenn Du diese Zeilen liest, denkst Du zunächst vielleicht, der denkt und lebt nur in der Vergangenheit, weil viele meiner Mundartgeschichten auf Begebenheiten aus der Vergangenheit beruhen. Manchmal wird man aber auch durch ein zufälliges Zusammentreffen mit einem Menschen an längst vergangene Zeiten und Erlebnisse erinnert. Vielleicht erkennst Du in der folgenden Geschichte einige Personen aus dem Umfeld unserer Kindheit wieder.

Von meinem Hausarzt erhielt ich kürzlich eine Überweisung zu einem Kardiologen, mit dem er seit längerem vertrauensvoll zusammen arbeitet, wobei er seine Gründlichkeit und kurzfristige Übermittlung der Untersuchungsergebnisse schätzt. Der Kardiologe praktiziert in einer Gemeinschaftspraxis in Krefeld, also für uns Gladbacher, wie Du weißt, auf einem anderen Kontinent.

Als ich den Namen des Kardiologen las, stolperte ich über den seltenen Familiennamen, der mir seit Jahrzehnten nicht mehr begegnet war. Schlagartig wurde ich an meine infektiöse Erkrankung 1946 als Kind erinnert, die ich beinahe nicht überlebt hätte. Zunächst wurden diese Erinnerungen beiseite geschoben, denn ich musste die Adresse der Praxis heraus finden. Dazu fand ich in einem älteren überregionalen Telefonbuch mit Nummern in Krefeld die Praxis, die, wie sich später herausstellte, mittlerweile umgezogen ist. Zum gleichen Familiennamen entdeckte ich auch eine Anschrift mit dem nicht häufig vorkommenden Vornamen „German“.

Das war doch der Name des jungen Mannes, durch dessen Hilfe 1946 mein Leben gerettet wurde. - Nun lief ein Erinnerungsfilm im Zeitraffertempo ab. Ich war verwirrt. Waren die beiden eventuell verwandt? Ich war fest entschlossen, der Geschichte später auf den Grund zu gehen. Zunächst aber weiter mit meinen Erinnerungen.

Wie ein selten vorkommender Familienname an eine wie ein Wunder anmutende Heilung von einer lebensbedrohenden Krankheit in schlimmen Zeiten erinnert.

Die folgende Geschichte hat sich vor nicht langer Zeit ereignet und hat mich so bewegt, dass ich sie in einem Brief meinem Vetter mitgeteilt habe, der sich an einzelne Personen und Ereignisse aus unserer Kindheit, die in dieser Geschichte vorkommen, noch erinnern konnte.

Foto / Bundesarchiv, Bild 183-2003-0703-500 / CC-BY-SA 3.0

1946

waren kaum Hausärzte in M. Gladbach verfügbar. Die Besatzungs-Administration hatte mit den von ihnen eingesetzten deutschen Verwaltungsstellen die Stadt in Bereiche eingeteilt, für die jeweils ein Arzt zuständig war. Eine freie Wahl des Arztes gab es nicht. In meinem Fall war ein ganz junger Arzt zuständig, der meine Erkrankung nicht richtig diagnostiziert hatte. Als Folge verschlimmerten sich die Symptome zusehends. In der Stadt gab es jedoch einen älteren Spezialisten, der aber auf Grund seines Alters von den Behörden kein Auto zugewiesen bekommen hatte, obwohl er praktizieren durfte. Mit dem Auto eines Beerdigungsinstitutes aus unserer Nachbarschaft, das ein Auto zugeteilt bekommen hatte und Benzinbezugs-scheine erhielt, brachte man mich im Rahmen einer nicht erlaubten Nachbarschaftshilfe (Zweckentfremdung des Fahrzeugs) zum Facharzt, der nach kurzer Untersuchung sofort die richtige Diagnose stellte, die wenig Hoffnung auf mein Überleben der Krankheit ließ. Ich wurde unmittelbar mit dem gleichen Wagen ins örtliche Krankenhaus gebracht, wobei die leitende „unbarmherzige“ Ordensschwester meiner Mutter eröffnete:

***Sie bringen uns ein
sterbendes Kind.*** 

Nun lag ich im großen Saal der Kinderstation im Souterrain des Krankenhauses. Meine Mutter durfte während der Nacht an meinem Krankenbett sein und meinem Ende entgegensehen. Gleichzeitig hielt eine junge Schwester mit ihr Nachtwache an meinem Bett, die sich fortwährend Notizen machte für ihr bevorstehendes Examen. In einem nächtlichen Gespräch erfuhr meine Mutter von ihr, dass meine Rettung nur mit einem Medikament möglich sei, das aber nur die Amerikaner hätten: Penicillin.

Du erinnerst Dich doch sicher an das alte Lehrerehepaar, das in der Nachbarschaft unserer Großmutter wohnte. Die hatten einen Sohn und eine Tochter. Der Sohn mit dem selten vorkommenden Vornamen German war bei den Bayerwerken in Leverkusen beschäftigt, die 1945 sofort von Amerikanern besetzt wurden, um alle Forschungsergebnisse, Patente und Prozessabläufe in der Fertigung auszuwerten.

Über die Vermittlung dieses Lehrerehepaares, die von meinem Schicksal erfahren hatten, hat der Sohn die notwendige Menge Penicillin über seine Kontakte zu den Amerikanern besorgt. Sicherlich nicht legal, aber kostenlos und ohne jedwede Gegenleistung, aber mit hohem persönlichem Risiko. Man hätte ihn des Diebstahls oder des Schwarzhandels verdächtigen können mit der Folge des Arbeitsplatzverlustes und eines Strafverfahrens.

Durch die Erzählungen meiner Mutter hat sich die Geschichte meiner Lebensrettung mit dem seltenen Namen des „Lebensretters“ unauslöschlich bei mir eingepägt.

Den „Nachbarjungen“ meiner Großmutter, der mit seiner Hilfe mein Leben rettete, habe ich später nie getroffen, um mich persönlich zu bedanken. Nach dem Tod seiner Eltern verlor sich die Spur der Familie.

Meine Überlegungen zu den Vorfahren meines Kardiologen ergaben, dass er der Enkel meines Lebensretters sein könnte, was sich in einem persönlichen Gespräch mit ihm bestätigte. Ich war richtig glücklich, als ich am Ende meiner Geschichte in den Augen meines Gesprächspartners ein bisschen Stolz aufblitzen sah.

Der junge Mann, der 1946 mit 26 Jahren das Penicillin beschafft hatte, war der Chemiker Dr. rer. nat. German Broja, der von 1971 bis 1983 dem Konzernvorstand der Bayerwerke angehörte. Er verantwortete darin das Personalressort und war Vorstandssprecher der Sparte Anorganische Chemikalien. Nach seinem Ausscheiden aus dem Unternehmen war er viele Jahre im Aufsichtsrat des Unternehmens tätig.

Der Kardiologe Dr. med. Arnold Broja war sein Sohn, der wiederum mit seinem Sohn Jan in der Internistisch-Kardiologischen Gemeinschaftspraxis tätig ist.

Lieber Erhard, die ganze Geschichte, verbunden mit auftauchenden Erinnerungen, hat mich doch sehr bewegt und nachdenklich gemacht. Ich bin gespannt, an welche Personen Du Dich noch erinnern kannst.

*Mit herzlichem Gruß
auch an Deine Familie*

Georg

PS.: Durch die Hinweise von Freunden bin ich über das Internet zu einer Kopie der Todesanzeige meines Wohltäters gekommen, in der es unter anderem heißt:

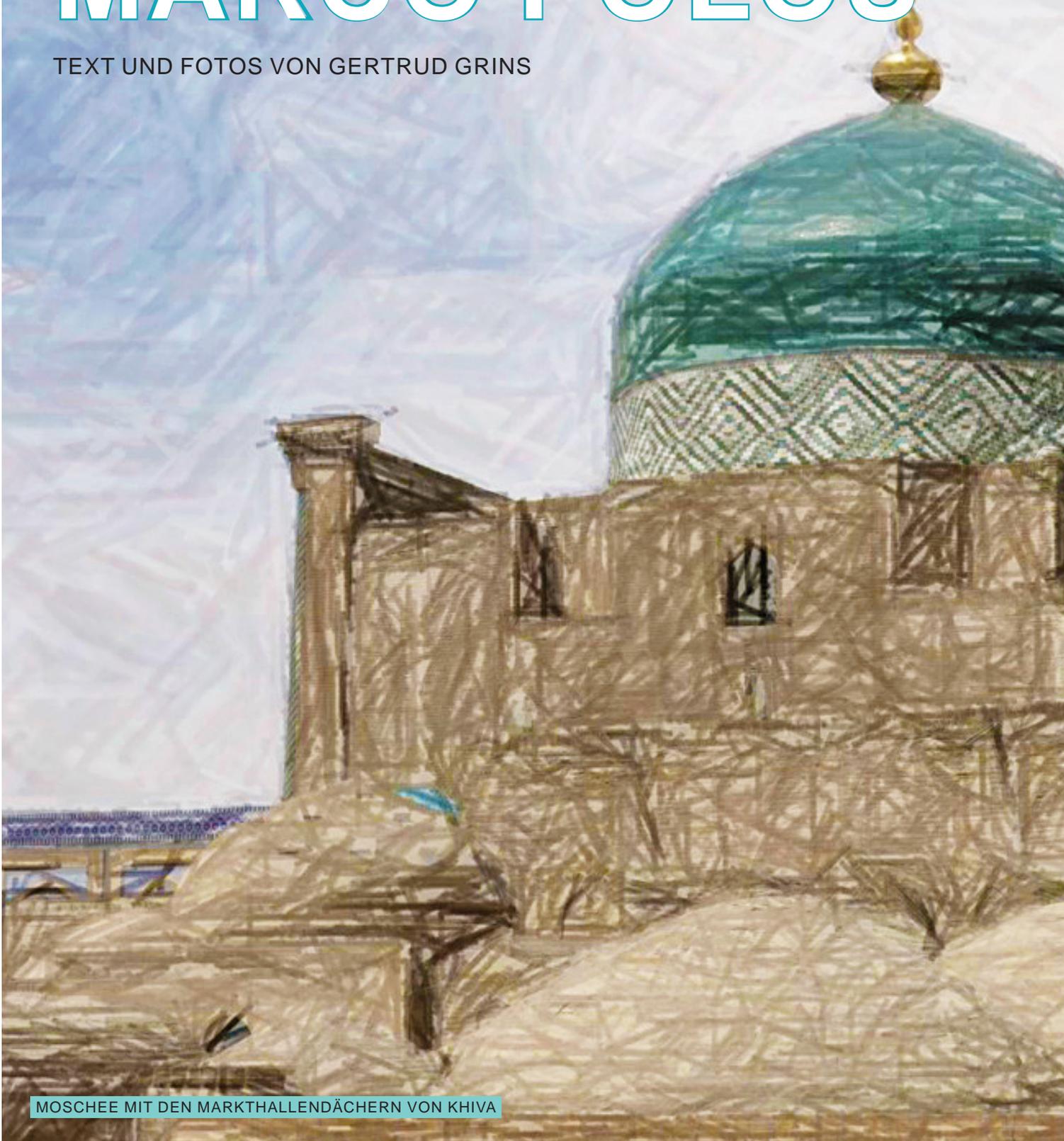
 ***Zurück bleiben Spuren
Deines Lebens, Bilder,
Augenblicke und Gefühle,
die uns an Dich erinnern
und in uns weiterleben.***

Ich fühle mich, obwohl ein Fremder, als noch lebende Spur seines Lebens, als einer der ersten wenigen Deutschen, deren Leben durch Penicillin gerettet wurde. Umso größer ist mein Gefühl der Dankbarkeit gegenüber dem mir unbekannt gebliebenen Menschen.

AUF DEN SPUREN

MARCO POLOS

TEXT UND FOTOS VON GERTRUD GRINS



MOSCHEE MIT DEN MARKTHALLENDÄCHERN VON KHIVA



Es war der venezianische Kaufmann Marco Polo, der nach einer Reise in den fernen Osten von den sagenhaften Reichtümern des Orients erzählte. Sein Reisebericht, der Ende des 13. Jahrhunderts unter dem Titel *IL MILIONE* erschien, trug wesentlich zum Mythos Seidenstraße bei.

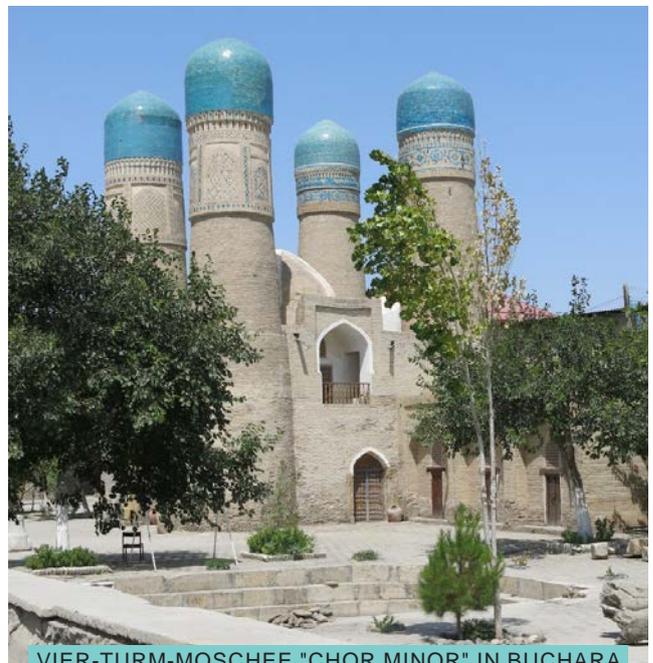
Dabei geht es um ein Netz von Handelswegen, auf denen seit der Bronzezeit Kamelkarawanen unterwegs waren, um Seide, Edelsteine, Gold und Gewürze von China nach Vorderasien und Europa zu transportieren. Entlang dieser Handelsrouten wurden auch Wissen, Religionen und Ideen verbreitet; es wurden Städte gegründet, die zu großem Wohlstand kamen.

2013 wurde für mich ein Traum wahr.

Mein Mann und ich begaben uns auf Marco Polos Spuren, flogen nach Urumqi im Westen Chinas, kreuzten Kirgisien und durchquerten Usbekistan. Jeder Staat verlangte ein gültiges Einreisevisum.



GRÄBERSTADT SAMARKAND



VIER-TURM-MOSCHEE "CHOR MINOR" IN BUCHARA

DIE SEIDENSTRASSE IN CHINA

TURPAN¹ ist nicht das östliche Ende, gilt aber als eine der bedeutendsten Siedlungen an der historischen Seidenstraße in China. Der Ort liegt in einer Senke 154 Meter unter dem Meeresspiegel, Temperaturen um 48 °C sind im Sommer nicht ungewöhnlich.

In der Altstadt waren die Straßen von Rebstöcken beschattet, an denen Trauben reiften, die, wenn sie getrocknet sind, als Rosinen exportiert werden. In der Ferne sah man die schneebedeckten Bogdashan Berge.² Sie liefern das Wasser, das die ca. 500 000 Einwohner zum Leben brauchen. Schon 800 v. Chr. hat man damit begonnen, ein unterirdisches Kanalsystem – es soll inzwischen 5000 km lang sein – zu bauen, damit das kostbare Nass auf dem Weg durch die Wüste nicht verdunstet. Im städtischen Museum KAZAR erfuhren wir mehr über den Bau und die Funktion der Wasserkanäle.

Wir besuchten anschließend die altherwürdige Imim Moschee und schauten hinauf zum 44 Meter hohen Minarett, dem Turm des Onkel Su.

Erstaunlich ruhig war der Verkehr. Frauen transportierten auf ihren Elektromotorrollern ein oder zwei Kinder und dazu ihren Einkauf. Sie lächelten vergnügt, wenn wir beiseite sprangen, weil wir an so geräuscharme Transportmittel nicht gewöhnt waren. Auffallend waren auch der riesige Windpark am Rande der Wüste und die vielen Solarzellen auf den Dächern der Neubausiedlungen.

Turpan liegt in der autonomen Provinz Xinjiang. In Xinjiang leben vorwiegend Uiguren. Sie gehören zu den Turkstämmen, sind Muslime und sprechen ihre eigene Sprache.

¹ "Turpan" oder "Turfan" bedeutet Traube.

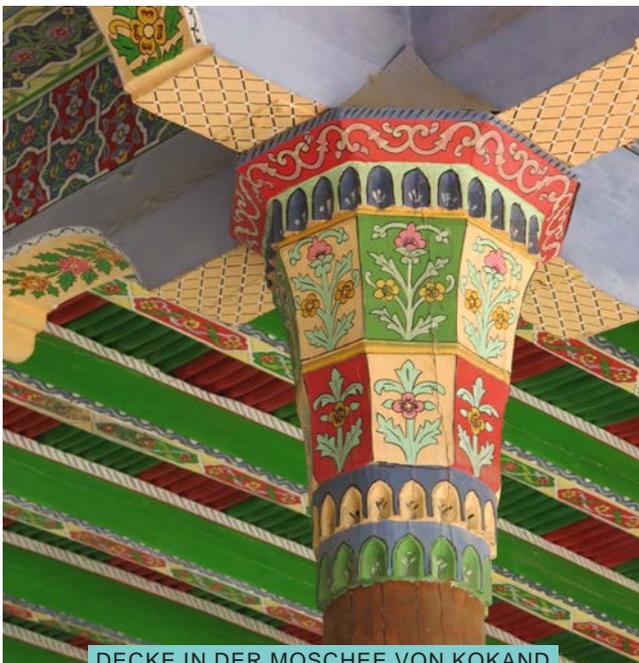
² Der "Boda Feng" ist mit 5445 m der höchste Berg in dem Massiv.

Offiziell lernen alle Kinder in der Schule Chinesisch. Aber in den Dörfern sind nicht alle Uiguren mit dem Chinesischen vertraut. Das erfuhr ich im Gemischtwarenladen des Dörfchens Gebi. Die Verkäuferinnen schauten mich erschrocken an, als ich auf Mandarin bat: „Ich möchte einen Löffel kaufen.“ Ich wiederholte meinen Wunsch, versuchte den Singsang zu ändern. Hilflose Blicke. Ich hielt ihnen mein Wörterbuch mit den chinesischen Schriftzeichen hin. Vergeblich. Schließlich warf ein junger Mann einen Blick auf die Zeichen, verschwand im Lager und kam mit dem gewünschten Esslöffel zurück.

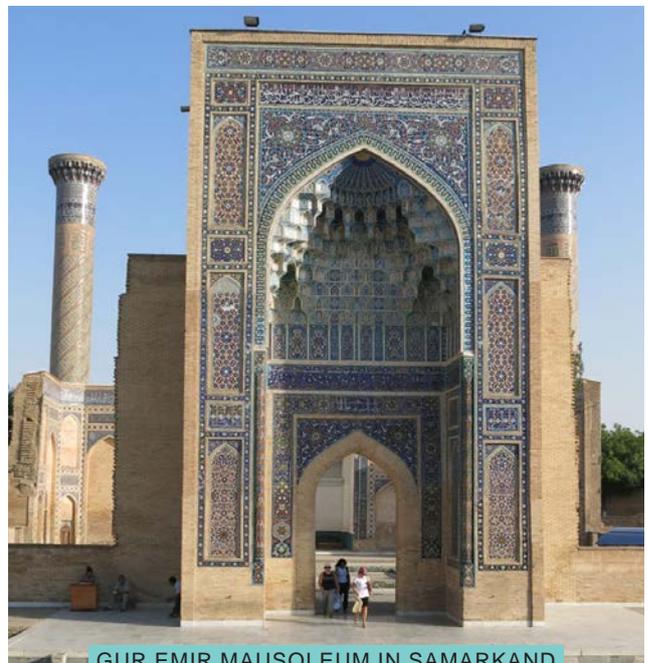
Von Turpan aus besichtigte unsere sechsköpfige Reisegruppe die Ruinen von Gaochang und Jiaohe und die Höhlen von Bezeklik.

GAOCHANG war bis zum 13. Jahrhundert die Hauptstadt des Uigurenreiches. Sie liegt 45 km östlich von Turpan am nördlichen Rand der Wüste Gobi und soll schon z. Z. von Christi Geburt gebaut worden sein. Die Ausmaße dieser Lehmmetropole bei 41° C zu Fuß zu erfassen, brachte uns einem Hitzschlag nahe.

Entlang der Seidenstraße hat sich auch der Buddhismus verbreitet, davon zeugen die TAUSEND-BUDDHA-HÖHLEN von BEZEKLIK, die zwischen dem 5. bis 9. Jahrhundert in eine Steilwand der Flammenden Berge gehauen worden sind. Die Wandmalereien in den Grotten haben im Laufe der Jahrhunderte sehr gelitten. Das Gold wurde von Einheimischen abgetragen, die Gesichter der Figuren (Buddhas und anderer Verkünder der Lehre) von Muslimen verkratzt oder mit Lehm beworfen, weil es im Koran heißt: Du sollst dir kein Bild (von Allah) machen. 1901 sind einige der Wandmalereien von Deutschen abgetragen und nach



DECKE IN DER MOSCHEE VON KOKAND



GUR EMIR MAUSOLEUM IN SAMARKAND

Berlin geschafft worden. Inzwischen schützen die Chinesen wieder ihre Kulturdenkmäler, um sie für die nachfolgenden Generationen zu erhalten.

VON TURPAN ÜBER KUQA NACH KAXGAR

Wie lange mögen die Karawanen gebraucht haben, bis sie von TURPAN nach KUQA kamen? Der Nachtzug brauchte 14 Stunden. Die Betten in den Vierbettabteilen waren frisch bezogen, der Raum sauber.

KUQA erlebten wir als eine quirlige Stadt trotz des Fastenmonats Ramadan. Etwa 90 % der Stadtbewohner sind Uiguren. Die Moschee ist ihr Treffpunkt. Sie bietet Platz für 5000 Gläubige. Für die Regierung in Peking ist die autonome Region Xinjiang eine Unruheprovinz. Nach den Aufständen 2009 und 2014 wurden die Rädelsführer verhaftet. Sie wurden angeklagt und als Separatisten mit dem Tode bestraft. Salkin, eine uigurischsprachige Internet Seite wurde geschlossen. Die Administratorin Gulmire Imin wurde zu lebenslanger Freiheitsstrafe verurteilt. Die chinesische Staatsmacht versucht mit aller Gewalt, eine Abspaltung Xinjiangs zu verhindern.

Mit dem Bus fuhren wir von KUQA zur Oase AKSU und entlang der TAKLAMAKAN Wüste brachte uns ein überfüllter Zug in sieben Stunden nach KAXGAR. Marco Polo soll 1273 hier Station gemacht haben. Die Stadt liegt auf 1200 m über NN, daher sind die Temperaturen im Sommer sehr angenehm. Wir besuchten einen Bauernmarkt und staunten, weil Lastwagen voller Melonen auf Käufer warteten, sackweise Datteln, Gewürze und Getreide angeboten wurden. Neben Ziegen und Schafen wurden auch Textilien gehandelt. Im Gewimmel der Eselskarren, Dreiräder, LKW und Motorräder verloren wir uns zeitweise aus den Augen.

OYTAGH PARK

Bei der Fahrt zum Oytagh Forest Park leuchteten die Berghänge feurig rot. Im Tal trockneten Aprikosen in der Sonne. Dahinter floss türkisfarben der Gletscherstrom. Das Grün der Bäume setzte sich in den Almwiesen fort. Waren wir wirklich in China?

Am Parkplatz drängten sich junge Männer um unseren Kleinbus. Sie boten uns ihre Dienste an. Anstatt mühsam zur Gletscherzunge des Kezlsu Kirghiz hochzuwandern, sollten wir uns auf den Sozius ihres Mopeds setzen oder in den Sattel eines Pferdes schwingen. Schneller als gedacht, saß ich auf einem Pferd und ließ mich hochführen. Nur, wo blieben die anderen? Niemand folgte mir. Unternehmungslustig betrachtete ich die alpine Landschaft und genoss den Ritt bis zum Gletschermund. Der Bursche am Halfter machte keine Anstalten, mir beim Absitzen zu helfen. Aber irgendwie habe ich es geschafft, unfallfrei aus dem Sattel zu kommen. Es waren nur chinesische Familien auf der Aussichtsplattform. Als Exotin musste ich unbedingt mit aufs Urlaubsfoto. Bergab ging ich zu Fuß. Ich traf auf eine Studentengruppe, die wissen wollte, woher ich kam und wie alt ich war. Dafür reichten meine chinesischen Sprachkenntnisse, die hatte ich vor der Reise in zwei Semestern an der Hochschule Niederrhein erworben. Danach lud mich eine kirgisische Familie zum Picknick ein. Freudestrahlend kehrte ich zum Bus zurück. Darin saß mein Mann mit schmerzverzerrtem Gesicht. Ein Pferd hatte ausgetreten und ihn unterhalb des Knies am Schienbein verletzt. So nahe lagen Glück und Unglück beieinander.



IN DEN MARKTHALLEN VON BUCHARA

GRENZÜBERTRITTE

Ausgewaschene Straßen, Umleitungen und Militärwillkür verzögerten die Fahrt mit dem Minibus zur Grenzstation am Irkesham-Pass. Wir benötigten für 200 km zehn Stunden, ertrugen acht Passkontrollen und eine Sicherheitsprüfung des Gepäcks. Als wir endlich den Grenzfluss erreichten, durften wir per pedes aus China aus- und nach Kirgisien einreisen. Kirgisien war nur eine unumgängliche Zwischenstation auf dem Weg nach Usbekistan. Die beiden Staaten hatten sich kurze Zeit vorher geeinigt, das fruchtbare Fergana Tal zu teilen. Dadurch war ein kleiner Grenzverkehr möglich. Nach willkürlich langer Wartezeit vor dem Grenzzaun bei Osh durften wir schließlich nach Usbekistan einreisen. Assis, der usbekische Reiseleiter, erwartete uns.

Die Perlen des Orients in Usbekistan

SAMARKAND

Die Stadt wird zu Recht Perle des Orients genannt. Für den Enkel Amir Timurs³ wurde hier 1403/04 das Gur-Emir-Mausoleum errichtet. Ursprünglich gehörten dazu das Zentrum für eine Sufi-Bruderschaft (Chanakah) und eine Schule, in der Islamwissenschaften gelehrt wurde (Medrese). Von diesen sind neben dem monumentalen Eingangsportal nur noch die Grundmauern erhalten. Zwei der ehemals vier Minarette (Aywane) lassen die melonenförmige, gerippte Kuppel des Mausoleums umso mächtiger erscheinen. Getäfelt mit bemalten Keramikfliesen, vorwiegend in Blau- und Türkistönen, kündigt die Anlage vom Reichtum der Herrscher an der Seidenstraße. Als ich ins Innere trat, war ich überwältigt von der Harmonie und Kraft, die das Bauwerk ausstrahlt. Es gibt nicht seinesgleichen, dachte ich.

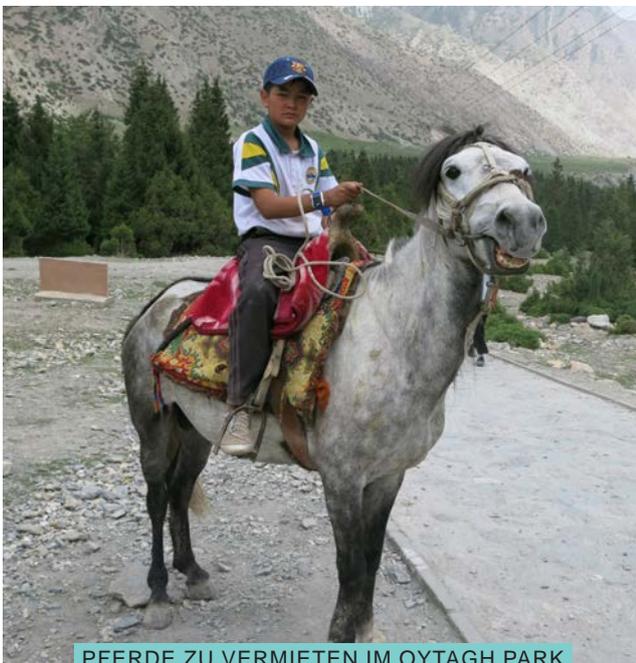
Weit gefehlt. Die Gräberstadt Schah-E Sende ist nicht weniger mächtig und prächtig. Eine Totengedenkstätte voller Besucher, die schauten, staunten, beteten. Assis war gut vorbereitet. Er überschüttete uns mit Namen und Zahlen. Ich wollte betrachten, erfassen, den Geist der Bauwerke erspüren, deshalb bat ich ihn zu schweigen. Fakten, sagte ich ihm später, Fakten kann ich nachlesen. Das hier ist etwas anderes, das möchte ich einsaugen und im Gedächtnis bewahren. Lass uns Zeit. Das fiel ihm offensichtlich schwer. Samarkands Zentrum ist der Registan-Platz. Drei Monumente islamischer Baukunst, Medresen mit angegliederten Moscheen, Universitäts- und Internatsgebäuden, bilden den Rahmen des Platzes. Er sei der schönste Platz der Welt, liest man. Und egal, wohin ich schaute, der Eindruck blieb: Wie klein und vergänglich bist du, Mensch.

Am Spätnachmittag besuchten wir Assis' Heimatdorf. Er lud uns in sein Haus ein. Es hatte einen großen Innenhof mit Weinstöcken überwachsen. In einem kleinen Stall zog er ein Kalb groß. Die Böden waren aus Beton. Im Garten standen Obstbäume. Er lebte mit seiner Frau und zwei Söhnen in dem Haus. Sein Eltern und ein Onkel wohnten gleich nebenan. Die Frauen hatten Gurken- und Nudelsalat vorbereitet, als Hauptgang folgte eine klare Lammsuppe mit Fleisch- und Gemüseeinlage. Trauben und Nüsse aus Onkels Garten reichten sie zum Nachtsch. Tee und Gebäck fehlten nicht. Es war das köstlichste landestypische Essen, das wir bei dieser Reise serviert bekamen.

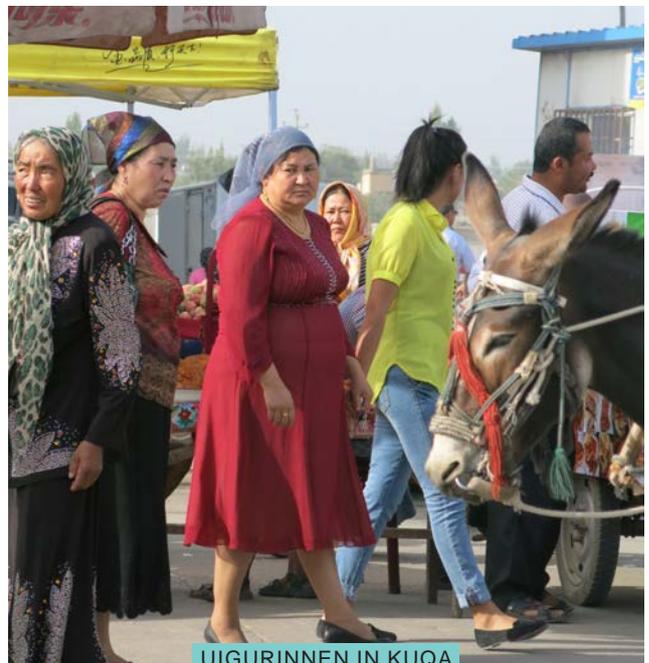
³ Amir Timur errichtete Ende des 14. J. h. ein zentralasiatisches islamisches Reich.

⁴ „Qara qum“ bedeutet schwarzer Sand.

⁵ „Qizil Qum“ bedeutet roter Sand.



PFERDE ZU VERMIETEN IM OYTAGH PARK



UIGURINNEN IN KUQA

„Ehe es dunkel wird, möchte ich euch durchs Dorf führen. Meine Cousine wird euch zeigen, wie wir Babys wickeln und vor Nässe schützen.“ Gesagt, getan. Wie ein Paket verschnürt und festgeschnallt lag ihr Sohn in der Wiege, sein kleiner Penis steckte in einem pfeifenkopfähnlichen Holzröhrchen, durch das der Urin abfließen konnte. Ungläubig staunend standen wir davor. Usbekische Eltern kaufen keine Babywindeln für die Nacht.

BUCHARA

Auf dem Weg nach Buchara streiften wir die Karakum⁴ Wüste, fuhren durch trostlose Einöde. Wir sahen sanierungsbedürftige Industrieanlagen (Erdöl-, Gasgewinnung und Gipsproduktion), die zu versenden drohten. Aus dem Nichts galoppierten drei Burschen heran, auf Eseln, barfuß, ohne Sattel, versteht sich. Was hatte einer der Drei zu der außergewöhnlichen Hitze gemeint? „Bis 50° C kann ich leicht ertragen“. Dabei schlang er seinen Wollponcho über den Kopf und ließ uns staunend zurück. Mit 48° C waren wir von seiner „Bestmarke“ nicht weit entfernt.

Buchara gilt als heilige Stadt. Zu ihrer Blütezeit besaß sie 350 Moscheen und ca. einhundert islamische Hochschulen. Dass Buchara schon im 13. Jahrhundert vor Christus gegründet wurde, ist umstritten. Aber sie ist die anerkannt älteste Stadt an der Seidenstraße. Aufgrund der 140 Architekturmonumente hat Buchara seit 1993 den Status eines Weltkulturerbes. Auffallend war das vorherrschende Gelb der Gebäude, stumpfes lehmiges Ziegelgelb. Der Besuch des Ismail-Samanis-Mausoleums aus dem 10. Jahrhundert ist ein Muss. Kunstvoll gelegte Ziegelsteine sind die Schmuckelemente des kubischen Gebäudes und der Kuppel. Auch das Minarett Kalyan besticht durch die Steinmuster, farbige Kacheln

unterstreichen seine schlichte Schönheit. Die Fassaden der vielen Medresen waren, wie in Samarkand, in kräftigen Farben und mit fantasiereichen Mustern verziert, teilweise waren sie restauriert. Leider bröckelte in den Nebenstraßen der Putz an den Wohnhäusern bedenklich.

KHIVA

Durch die Kizilkum⁵ Wüste ratterten wir mit dem Nachtzug nach Khiva. Die Stadt im Westen Usbekistans wird ebenfalls als Weltkulturerbe von der UNESCO geschützt. Die Altstadt kann man nur zu Fuß erkunden. Durch die Stadttore führt der Weg zu 50 überaus beachtenswerten, typisch moslemischen Baudenkmalern. Unsere Fotos helfen uns, ihre Schönheit und Harmonie in Erinnerung zu behalten.

ABSCHLUSS

Die Seidenstraße ist ein Touristenmagnet. Turpan, Kaxgar, Khiva, Buchara und Samarkand sind Orte, die jeden Besucher berühren. Durch Marco Polo wurden sie weltbekannt. Es gibt aber weit mehr historische Stätten in Mittel- und Ostasien, die ebenfalls zur Seidenstraße zählen, die ich gerne kennenlernen würde.

Für uns war die Reise in Khiva zu Ende. Wir flogen zurück nach Taschkent, der Hauptstadt Usbekistans, und von dort direkt nach Frankfurt. Die Koffer waren nicht voller als beim Hinflug, aber unsere Köpfe. Der Speicher quoll über. Ona und Bobo, so hatte Assis uns respektvoll in seiner Muttersprache getauft, waren urlaubsreif. Eigentlich müssten wir die legendären Stätten der Seidenstraße bei mildereren Temperaturen noch einmal besuchen.

POLVERSTANGE

SEND KEE SPELLENDE

Wi wer Kenger no d'r Kreech jruet wuede

Werr Kenger spellde noo d'r twedde Weltkreech op de Stroot of en de Trümmer. Merr dinge Reep schlaare möt en alde Varadvällesch, d'r Dopp schmicke, Hinkle, Noolooper on Versteake. Fußball wu'edt möt enne Lappeball jespellt. De Tore wo'are e paar Tischelsteen uut de Trümmer. Spelldenge jo'av et net jru'ets de jelde. Ävel wer hodde noch jenooh Enväll, wat merr söß noch aanstelle koß; on dobe'ij koam mänije Ondöösche erut.

Wer Kleene stogde jeär Vürrkes. Dovör mosde wer an dä Kamin erop klömme. Dann wu'edt dur dat Lo'ak, wo vrö'er di Oavespiif en dä Kamin erenn jing, Seejraas uut aal Matratze, Te'erpapp, Stöcker Holt on Papi'er erenn jestopp. Besongisch jru'et wo'ar di Stenkere'ij, wenn dat Seejraas naat woar. Schwe'ajele, di knapp woare, wu'edte de heem jeklaud.

Wo'ar dat Vüer jood am brenne, dä Kamin am trekke, on dä mächtig stenkende schwatte Qualm tro'ak op di noch bewonnde Hüser oban, dann haude wer av. Wer lurde dann, wi di Lüt an de schandaale ving, de Venster toknalldde on versögde jewaar de we'ade, wä dä U'esel allwi'er jemäk hod.

Om so jrötter d'r Palaver en de Nobberschaf woar, je jrötter woar oss Vreud. Di duurde ävel net lang. Wenn merr no heem ko'ame, stonke merr no Qualm on doduur ko'am allet eruut on enne Ballesch Waks wo'ar oss secher.

Wenn de no Huuß ko'ams wu'edte et e'asch de Pluute kontreleert. Te'ar- on Ö'alflecke wo'are besongisch em Visi'er. Och vü'ere de Kappe van de Scho'en wu'edte inspezeert. D'r Daivel holde desch, wenn di afjestu'ete wore vam Penge of avjeschrapp vam Klömme en de Trümmer. Wenn di Scho'en te kleen wu'edte, wu'edte di Kappe vüere avjeschni'e, dann hodsde dat Problem net mi'e. Waal hodsde dann kaal Ti'ene.

Di jröttere Boschde vuure möm Rad nom Haader Bösch, wenn se e Vaarad hodde. Nu vroocht err, wat di jru'ete Boschde em Haader Bösch dinge. Jo, do lo'ach en di Bejende van de Longeheilstädt völl Munitiun, di oss Wehrmacht hinger jeloote hod. Be'ij di Munitiun jo'av et Leuchtkurele on Pulverstange vör Jranaate.

Di Pulverstange wo'are schwatte Röerkes. Avjebro'ake Stöcker dovan kreäche wer Kleene allens jeschänk. Di wu'edte an ee Eng aanjestäeke. Wenn di dann brinke wu'edte di möt dat brennende Eng kott jään en Mu'er jedoot on dann en de Loot jeschmi'ete. Di hülde on flödde dann janz schön.

Di Leuchtkurele wu'edte op e Stöck Bleak jela'it. An e Eng wu'edt möt enne Tömmersnäel on enne Hamel e Lo'ak jeklopp. On dann wu'edt dat Janze aanjeste'ake. Dann mosde vlott senn on maar jau di Kurev kratze. Möt völl Jlök passerde dech niks, wenn dat Deng vottvloach on dat Mangnesiom an de brenne ving. Mänich Eene hat dobe'ij och alens jee Jlök jehatt. Ee Beld weäd ech ni verjäte, wi eene van di Jruete oane Hämp om Vaarad möt jevi'erlije Verbrännunge hell am schreje op heem aan rosde.



Foto / Bundesarchiv, Bild 183-19000-1661 / CC-BY-SA 3.0

Mönchengladbacher

MUNDART

VON GEORG NOWAK

Dat möt di Polverstange hod ech nu twai van min Kusengs vertelltd. Nu hodde di Twai mech jevroochd, ov ech dänne net jät van di Polverstange mötbränge kööb. Klar, hann ech dat jedonn, ävel se mosde mech verspräeke, dat Denge joot de versteake. Eso ko'ame di Polverstange janze ongen de Spellkess. Do wo'ar allerhand Denge drenn, wat di eso van de Stroot mötbra'ite.

Van Tiit to Tiit nu, wenn di Böösch en de Schöll wo'are, kibde Tant Jreetche, so heeschde di Modder van denne Twai, en de Küek op d'r Ballatontepisch di Kess öm. Alle Uesel, so sait se emmer, wu'edt votjeschmi'ete. Wenn se möt d'r Sorteer veädisch wo'ar, wu'edt möm Iiser dä Däkkel vam Heäd an Sii jedonn on all dat, wo se van minde, dat dat brenne köb, jing oave en dä Heäd erenn. Dekkel dropp. Väedich!

On so wo'ar dat och des ki'er. Ävel, o Jott, dä Dekkel wo'ar koom wi'er op de Plaats, do jo'av et en Eksplusiun. Dä heete Däkkel möt di heete Reng vlo'ache an de Däkk. Vüer sto'av et Ääschesho'at eruut. Ääsch sto'av du'er de Küek. On op d'r Momänt wu'edt et häktesch. Di Reng on dä Däkkel wi'er op de Plaats. Di Klapp van dat Ääschesho'at to! On en Schöp Waater över d'r joo'e Ballaton. – Dat so'ach uut. Di Ääsch möt dat Waater op de Eäd. – Nää!

Wi di Küek wi'er jerööb wo'ar, do so'ach merr dat di Vonke sech en d'r Ballaton enjebrenk hodde. Jeddes Vönkske enne schwatte Fläk. Di Ring van dä Heäd hodde ör Beld en de jekälegde Däk hingerloote.

Wi min Kusengs nu van de Schöll no Heem ko'ame, wo'ar Modder jet klöschdech on jet röisch, angesch wi söb. No en Tiit vertellde se knapp, wat passeert wo'ar on vrorde, wat dat vör e schwatt Zeusch jewäß wüer, wat onge en di Kess jeläje höd. Ävel die Twai wosse och net, wat dat jewäß sen köb. Se minde, dat hödde se waal op de Stroot jevonge on mötbraut vörr de spi'ele.

Wenn ech di dono besöck han, han ech emmer ens höösch an di Küekedekk jeki'eke. Wat e Jlöck, dat Tant Jreetche niks passeert is. Et höt jo schlemmer uutjonn könne.

Schwe'ajele **Streichhölzer**

Vörrkes Sto'ake Feuerchen machen

Ondöösch Unsinn

Polverstange Pulverstangen,
Treibladungen für Granaten

schandaale laut schimpfen

Jewaar we'ade Kenntnis erhalten

Ballesch Waks Tracht Prügel

Spelldenge Spielzeug

penge Fußball spielen

Reep schlaare mit einem Stock einen Reifen treiben

klömme klettern

jedoot gedrückt

Vaaradvällesch Fahrradfelge

jau schnell

Dopp schmicke mit der Peitsche einen Kreisel antreiben

Schäpp Stielkasserolle

klöschtesch eigenartig

Tischelsteen Ziegelstein

IMPRESSUM

Herausgeber:

Hochschule Niederrhein
Kompetenzzentrum „Ressourcenorientierte Alter(n)sforschung - REAL“
Sigrid Verlegd onk-Simons (v.i.S.d.P.)

Anschrift:

Hochschule Niederrhein, Fachbereich Sozialwesen
Redaktion Zwischentöne
Sigrid Verlegd onk-Simons
Richard-Wagner-Str. 101
41065 Mönchengladbach
t 02161 - 186 5637 - 5661
f 02161 - 1865660
zwischenoene@hs-niederrhein.de
www.hs-niederrhein.de/fb06/zwischenoene

Redaktion:

Elise Donder, Walter Elschenbroich, Gertrud Grins, d sée Hümpel-Langen,
Prof. Dr. Engelbert Kerkhoff, Georg Nowak, Judith Reith, Elke Roob,
Karl-Heinz Thifessen, Sigrid Verlegd onk-Simons

Layout:

Albert Verlegd onk
Titelfoto: d mie Street / unsplash.com

Auflage:

2000 Stück

Druck:

Stünings Medien GmbH

Nächster Redaktionsschluss:

November 2018

Nächste Ausgabe:

Februar 2019

Anzeigen:

Infos unter 02161 - 1865661

Namentlich gekennzeichnete Beiträge erscheinen unter ausschließlicher Verantwortung der Autoren. Für unaufgefordert eingesendete Beiträge und Bildmaterial übernehmen wir keine Haftung.



Schriften des Kompetenzzentrums Ressourcenorientierte Alter(n)sforschung – REAL

Band 3

Der zielfreie Weg Spiritualität des Älterwerdens

ISBN 978-3-933493-36-1, 158 Seiten, 10,00 €

Band 4

Was erhält Menschen gesund? Physische, psychische und soziale Faktoren von Gesundheit

ISBN 978-3-933493-42-2, 183 Seiten, 10,00 €

Beide Bände sind über den Buchhandel oder direkt im Sekretariat des Fachbereiches Sozialwesen (Tel.: 02161 / 1865612) erhältlich. Studierende und GasthörerInnen können die Bücher zum Preis von 7,00 € erwerben.

ZWISCHENTÖNE

Das Generationen-Magazin

Fachbereich Sozialwesen, Kompetenzzentrum
„Ressourcenorientierte Alter(n)sforschung (REAL)“
Hochschule Niederrhein

ZwischenTöne auch im Internet:
www.hs-niederrhein.de/fb06/zwischentoene